



Wilhelm Schleiffer

Epistel - Predigten

Die Briefe des Petrus

Pfarrer Wilhelm Schleiffer

Epistelpredigten Die Briefe des Petrus

Gehalten in Bredelem – Upen

1. Advent 1909 bis Totensonntag 1910

1931 – 1932

Inhaltsverzeichnis

Der erste Brief des Apostels Petrus

1. Petrus 2, 11 - 18. (Jubilate)	4
1. Petrus 2, 11 - 18. (Variante) (Jubilate)	11
1. Petrus 2, 19 - 25. (Misericordias Domini)	18
1. Petrus 2, 19 - 25. (Variante) (Misericordias Domini)	26
1. Petrus 3, 8 - 15. (5. p. Trinitatis).....	33
1. Petrus 3, 8 - 15. (Variante) (5. p. Trinitatis).....	40
1. Petrus 4, 8 - 11. (Exaudi).....	47
1. Petrus 4, 8 - 11. (Variante) (Exaudi).....	54
1. Petrus 5, 5 - 11. (3. p. Trinitatis).....	61
1. Petrus 5, 5 - 11. (Variante) (3. p. Trinitatis).....	68

Der zweite Brief des Apostels Petrus

2. Petrus 1, 16 – 21..... (6. p. Epiphantias)	75
---	----

Der erste Brief des Apostels Petrus

Predigt von Pfarrer Wilhelm Schleiffer

(Jubilate)

1. Petrus 2, 11 - 18.

Jubilate! Jauchzet heißt der heutige Sonntag. Wir stehen ja zwischen Ostern und Himmelfahrt, deshalb haben wir allen Grund zu jauchzen und fröhlich zu sein. Ostern sahen wir den Herrn hier auf Erden, wie er unsere Erlösung aus der Macht der Sünde vollbracht hat, wie er uns befreite von den Fesseln und Banden, in denen die Welt uns gefangen hält. Und dann weilte der Herr hier auf Erden, immer wieder erschien er den Seinen, um ihnen zu zeigen, daß sie eins sind mit ihm, bis er sie schließlich hinführte auf den Ölberg, um vor ihren Augen zurückzukehren zu seinem und unserem himmlischen Vater. Dorthin sollen auch wir zurückkehren. Der Herr bereitet uns schon die himmlische Wohnung. Weil er selbst dorthin ging, sind wir gewiß, daß auch wir eingehen werden in die ewige Seligkeit. Er das Haupt, wir seine Glieder, wo das Haupt weilt, dorthin holt es auch die Glieder und wir sind ja Christi, des eingeborenen Gottessohnes, Glieder.

Jubilate, jauchzet, freuet euch! Mit dieser Aufforderung scheint unsere heutige Epistel auf den ersten Blick gar nicht übereinzustimmen. Lieben Brüder, ich ermahne euch, so beginnt der Text und sein ganzer Inhalt besteht nur aus Ermahnungen. Freude und Ermahnungen scheinen uns wenig zusammen zu paßen. Wenn wir Feste feiern, wenn wir vergnügt und fröhlich sein wollen, dann verlangen wir wohl, daß uns manches zu gute gerechnet wird, was wir selbst sonst tadeln würden. Je mehr wir Nachsicht für uns in unserer Freude fordern, umso weiter ist unsere Freude davon entfernt, wahre Christenfreude zu sein. Und je schärfer wir selbst auch mit uns ins Gericht gehen, umso reiner und edler ist unsere Freude, umso mehr zeigen wir uns als rechte Kinder Gottes. Wahre Christenfreude ist nur die, welche keinen bitteren Nachgeschmack hat. Bis zum letzten Tropfen soll der Freudenbecher, den wir trinken, unser Herz erfreuen, daß nicht der Schatten bitterer

Reue uns die Freude vergällt. Das aber ist nur möglich, wenn wir stets dessen eingedenk sind, daß wir Christen, Gottes Kinder sind, die ihre Freiheit nicht zum Deckel der Bosheit gebrauchen, sondern in aller beseligenden Freiheit sich stets bewußt bleiben, daß sie Knechte Gottes sind.

Darum können uns die Ermahnungen unserer Epistel aber auch nicht in unserer Freude stören, sondern sie fördern unsere Freude, weil sie uns immer wieder an den ernsten Grund erinnern, auf dem allein wahre Freude sprießt. So wollen wir uns jetzt diese Ermahnungen vor Augen stellen, um mit Gottes Hilfe in unserer Freude gefestigt zu werden. Und über diese Betrachtung wollen wir die Worte schreiben:

Der Christ und die Welt!

Wir sehen: 1. er ist in ihr ein Fremdling.

2. er ist ihr Gast.

3. er ist in ihr ein Pilger.

Der Christ und die Welt! Er ist in ihr ein Fremdling!

Ist wirklich der Christ ein Fremdling in dieser Welt? Ist er nicht gerade so, wie jeder andere Mensch ein Vollbürger dieser Welt, der in ihr zu Hause ist und volles Heimatrecht in ihr beanspruchen darf? So fragen wir wohl und die Antwort müßte lauten: gewiß, aller Menschen Heimat ist die Welt, in die sie gestellt sind, in der sie Pflichten zu erfüllen und Aufgaben zu lösen haben, wenn Gott uns nicht eine höhere Weisheit offenbart hätte, wenn er uns nicht eine Erkenntnis schenkte, die wir von uns aus nicht uns aneignen können, kraft deren es uns offenbar wird, daß die Welt nicht genug ist, uns Heimat zu sein, daß nur ein viel vollkommenerer Ort würdig ist, Heimat der Christen zu sein.

Christus selbst mußte seine Jünger aufmerksam machen auf das, was sie von der Welt trennte, damit sie nicht überrascht würden, wenn sie die Feindschaft derer erfuhren, die sich damit begnügen Bürger dieser Welt zu sein. Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb, dieweil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich habe euch von der Welt erwählt, darum hasset euch die Welt, so redet der Herr mit seinen Jüngern nach dem Berichte des Evangelisten Johannes. Und in seinem hochpriesterlichen Gebete spricht er es deutlich aus, daß seine Jünger ebensowenig von der Welt sind, wie er selbst nicht von der Welt ist, nicht in diese Welt als seine Heimat anerkennen

kann. Christus sagt es, daß die Welt nicht Heimat der Christen ist, daß die Christen in ihr Fremdlinge sind. Und das praktische Leben bestätigt diese Behauptung des Herrn.

Wenn im Altertum ein Mensch seine Heimat verließ und in der Fremde sich niederließ, dann fühlte er überall, daß er ein Fremdling war in seiner neuen Heimat. Es hat Völker gegeben, die überhaupt keinen Fremdling in ihrem Land duldeten, die alle vertrieben oder töteten, welche zu ihnen kamen, um unter ihnen zu wohnen. Selbst in dem Volke, das die höchste Stufe der Bildung im Altertum errang, waren die Fremden rechtlos oder standen doch in den Augen der Griechen auf derselben Stufe mit den Sklaven. Das Christentum hat solche Anschauungen gemildert, aber doch wird auch heute noch ein Fremdling an manchen Orten mit besonderen Augen angesehen und selbst wenn er Jahre lang an dem Orte gewohnt hat, bleibt es doch im Gedächtnis der Einwohner haften, daß er ein Fremder ist. Je mehr er seine Eigenarten bewahrt, umso deutlicher tritt es hervor, daß er ein Fremdling ist. Gerade so ergeht es den Christen in der Welt. Als sie auftraten in der Welt, die fast gar nichts von dem dreieinigen Gotte kannte, da wurden sie gehaßt, verfolgt und getötet. Je mehr aber das Evangelium auch in dieser Welt wirksam war, umso weniger trat der Gegensatz gegen die Christen hervor, trotzdem blieb der Gegensatz bis auf den heutigen Tag bestehen und er wird bestehen bleiben, bis der Herr am jüngsten Gericht erscheint.

Toleranter, duldsamer sind die Menschen geworden, aber doch verlangen sie stets und überall, daß die Christen mehr Bürger dieser Welt werden. Im tiefsten Grunde herrscht ein tiefer Spalt zwischen der Welt und den Christen. Wenn die Welt etwas in ihrer Lebensführung den Christen entgegenkommt, so verlangt sie auch, daß die Christen ihr wiederum entgegenkommen sollen. Und wo ein Christ sich weigert, die Forderungen der Welt zu erfüllen, weil er Gottes Willen höher stellt als die Forderungen der Welt, da wird wohl von einem Mucker gesprochen, da wird der Christ als Heuchler und Scheinheiliger hingestellt. Der Haß der Welt gegen Christum ist es, der sich so gegen seine Jünger richtet.

Eine große Gefahr liegt hierin für den Christen. Die Welt zeigt oft nicht offen den Gegensatz gegen Christum und will dadurch seine Jünger ihm untreu machen. Um des lieben Friedens willen ist man da wohl gern geneigt, nachsichtiger zu werden. Dann aber bewahrheitet es sich oft: Wenn man dem Teufel den kleinen Finger reicht, nimmt er die ganze Hand. Darum

ermahnt uns Petrus in unserer heutigen Epistel: enthaltet euch von fleischlichen Lüsten, welche wider die Seele streiten. Nicht nur denkt Petrus bei dieser Mahnung an die groben Sünden wider das 6. Gebot. Fleischliche Lüste sind die, nach welchen der natürliche Mensch trachtet, der diese Welt als seine Heimat ansieht. Fleischlich gesinnt ist auch der, welcher einem zügellosen Ehrgeiz huldigt und deshalb andere verkleinert und verdächtigt, um selbst umso verehrungswürdiger zu erscheinen. Fleischlich gesinnt ist auch der, welcher sich der Not der Armen und Elenden nicht erbarmt, um selbst bequem und gemütlich hier auf Erden leben zu können. Ganz besonders fleischlich gesinnt ist aber der, welcher die verschiedenen Lüste seines Fleisches entschuldigt, als wären es Schwächen, die nicht so hart beurteilt werden dürfen. Durch solche Lehre kann leicht das Gewißen der Christen eingeschläfert werden, darum heißt es: wachen. Ein Christ kann keinen Frieden mit der Welt machen, wenn er nicht seinen Christenstand aufgeben will. Wer die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum dürfen auch wir bei allem Mitleid mit der Welt es nie vergessen, daß wir ihre Vollbürger nicht werden können, daß wir Fremdlinge in ihr sind und bleiben müssen.

Wenn auch ein Fremdling, so ist der Christ doch ein Gast in dieser Welt, darum darf er sich nicht vollständig von ihr zurückziehen, sondern er hat ihr gegenüber auch Pflichten zu erfüllen. Wenn wir bei einem Menschen zu Gäste sind, dann müssen wir uns in die Hausordnung schicken. Wir dürfen nicht verlangen, daß sich alles nach unseren Wünschen richte, sondern wir müssen unsere Wünsche nach der Hausordnung umgestalten. Darum ermahnt Petrus auch uns als Gäste in dieser Welt: Seid untertan aller menschlichen Ordnung, es sei dem Könige, als dem Obersten, oder den Hauptleuten, als den Gesandten von ihm zur Rache über die Übeltäter und zum Lobe der Frommen.

Menschen können nicht zusammen leben, ohne daß eine bestimmte Ordnung unter ihnen aufgestellt wird. Das ist ganz nach Gottes Willen, denn Gott ist ein Gott der Ordnung und nicht der Unordnung. Deshalb gibt es unter den Menschen solche, die herrschen und solche, die dienen, beide aber sind dem allmächtigen Gotte Rechenschaft schuldig, wie sie ihr Amt ausgeführt haben. In diese Ordnung sind auch wir Christen gesetzt, darum müssen wir den Gesetzen des Staates, dem Könige und seinen Beamten gehorsam sein. Nicht haben wir die Pflicht alles, was solche menschlichen Ordnungen

aufzuweisen haben, zu verherrlichen, aber wir dürfen sie auch nicht zerstören; für den Schutz, den uns der Staat in irdischen Dingen gewährt, müssen wir zum Danke ihm gehorsam sein. Wir haben kein Recht dem Staate den Gehorsam zu verweigern, wenn er Anordnungen trifft, die wir nicht gutheißen können, selbst dann noch sind wir zum Gehorsam verpflichtet wie Petrus schreibt: Ihr Knechte, seid untertan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen.

Leicht ist es, dem zu gehorchen, der uns mit Güte überhäuft, weil ein solcher Mensch ja nur unser Bestes will, wo wir aber uns beeinträchtigt glauben in den irdischen Dingen, da regt sich gar leicht der alte Mensch in uns mit seiner Selbstsucht. Je weniger wir uns als Gäste in dieser Welt fühlen, je weniger wir Gottes Kinder sind, umso leichter werden wir unzufrieden mit den menschlichen Ordnungen dieser Welt. Das praktische Leben zeigt es uns täglich, daß man in den Reihen der Feinde des Staates vom Christentum nur ganzwenig oder gar nichts findet, wenn sie darauf ausgehen, den Staat zu vernichten. Je mehr wir uns aber als rechte Kinder Gottes fühlen, umso mehr sind wir den Gesetzen des Staates gehorsam, soweit sie nicht mit dem heiligen Willen unseres Gottes in Widerspruch stehen, wenn sie uns auch unangenehm sind.

Doch nicht nur müssen wir den menschlichen Ordnungen gehorsam sein, weil wir von der Welt, in der wir als Gäste leben, etwas empfangen, sondern wir sollen auch unsererseits von unserem großen Reichtum abgeben, um die Menschen ebenso reich zu machen, wie wir selbst sind. Ein Christ ist ja der reichste Mensch auf Erden, nicht an irdischen Gütern, aber an Glück und Seligkeit. Durch unseren Wandel sollen wir Zeugen sein dieser Seligkeit, die in uns wohnt. Darin dürfen wir uns nicht irre machen lassen, auch wenn unseren besten Absichten unlautere Beweggründe untergeschoben werden. Wer selbst in den Lüsten dieser Welt lebt, vermutet in den Mitmenschen natürlich dieselben niedrigen Gedanken, die ihn selbst beseelen, es ist ihm ein Stein des Anstoßes, daß die werke anderer auf eine höhere Gesinnung hindeuten, darum greift er zur Verleumdung, um den Christen in den Staub zu ziehen. Aber durch solches Handeln der Kinder dieser Welt dürfen wir uns nicht hindern lassen in unseren guten Werken, denn das ist der Wille Gottes, daß wir mit Wohltun verstopfen die Unwissenheit der törichten Menschen. Wenn wir unbekümmert um die Afterreden der Kinder dieser Welt fortfahren in unseren guten Werken, die wir ihnen erweisen, dann wird

endlich ihre Verleumdung verstummen und sie werden auch zu der Erkenntnis der Kraft gelangen, die in uns wirksam ist und dann werden auch sie ihre Knie beugen vor dem Gott, der solch Großes in uns wirkt und sie werden durch unsere guten Werke veranlaßt, Gott zu preisen und selbst Kinder Gottes zu werden.

In der Weise müßen auch wir als Gäste dieser Welt wirken, nach dem Worte des Herrn: laßet euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen, das sei der Dank, den wir der Welt abstaten für die Herberge, die sie uns gewährt, solange wir nach Gottes Willen in ihr weilen müßen.

Fremdlinge sind wir in dieser Welt und Gäste. Das deutet schon darauf hin, daß es nur eine kurze Zeit ist, welche wir in ihr weilen. Wir alle wissen es, wie schnell diese Zeit verrinnt. Freilich wenn die Jahre noch vor uns liegen, dann scheinen sie eine unendlich lange Zeit zu umfassen. Wie schnell aber die Zeit verrinnt, erkennen wir leicht, wenn wir die Gegenwart ins Auge fassen. Fast möchte ich sagen, es gibt überhaupt keine Gegenwart, denn was eben noch Gegenwart ist, gehört schon in der nächsten Sekunde der Vergangenheit an. Und wie sehr schrumpft die Vergangenheit zusammen, wenn wir an sie denken. Was Jahre lang auseinander liegt, erscheint uns in der Vergangenheit fast gleichzeitig zu sein. Hin geht die Zeit, her kommt der Tod; ach wie geschwinde und behende kann kommen meine Todesnot.

Wo aber haben wir dann unsere Heimat, wohin gehören wir, wo dürfen wir bleiben, solange unsere unsterbliche Seele lebt? Die Heimat der Seele ist droben im Licht, in der Gemeinschaft des lebendigen Gottes, wo es keine Schmerzen, kein Leiden, keine Thränen, überhaupt keine Not und kein Elend mehr gibt. Dort allein ist unsere Heimat und dieser Heimat wandern wir entgegen. Pilger sind wir darum in dieser Welt. Wenn wir hier im Leben nach einem Ziele wandern wollen, dann lassen wir alles zurück, was die Wanderung erschweren könnte, und ist es ein Ziel, an dem wir große Freude zu genießen erhoffen, dann halten wir uns unterwegs nicht auf, sondern wandern dem Ziele entgegen ohne weder links noch rechts vom Wege abzubiegen. Und treffen wir auf unserer Wanderung Menschen, welche dem gleichen Ziele zustreben, dann gehen wir mit

ihnen fröhlich unseren Weg, denn in Gemeinschaft mit anderen läßt es sich leichter wandern.

Was wir so im irdischen Leben tun, sollen wir auf unserer Wanderung nach dem himmlischen Jerusalem nicht unterlassen. Leicht und fröhlich sollen wir auch diesem Ziele entgegen gehen, dann müssen wir alles von uns fern halten, was sich mit der Furcht Gottes nicht verträgt. Fürchtet Gott, so ruft uns Petrus ja in unserer Epistel zu. Nicht knechtische sondern kindliche Furcht ist es, welche den Christen auf seiner Wanderung himmelan beseelen soll. Diese Furcht Gottes lehrt uns alles zurückzuweisen, wodurch die Welt uns auf unserer Wanderung aufhalten und ablenken könnte. Und zu der Furcht Gottes muß die Liebe zu den Brüdern hinzukommen, dann wird uns die Wanderschaft leicht. Eigentlich ist es unnötig, daß Petrus uns dazu auffordert, die Brüder zu lieben. Es ist doch das Natürlichste, daß wir die lieben, welche dasselbe Ziel erreichen möchten wie wir, die unsere Gedanken und Sinne verstehen wie wir die Ihrigen, die uns trösten können mit göttlichem Trost, wenn wir einmal uns einsam und verlassen fühlen, aber doch ruft der Apostel uns diese Mahnung zu, damit wir das Nächstliegende nicht vergessen, was wir Menschen ja leicht tun.

Darum fürchtet Gott und liebet die Brüder, daß ihr unaufhaltsam der ewigen Heimat euch nähert. Amen.

Predigt von Pfarrer Wilhelm Schleiffer

(Jubilate)

1. Petrus 2, 11 - 18. (Variante)

Freudenzeit ist es, in der wir stehen zwischen Ostern und Himmelfahrt, denn diese Zeit soll uns ja wie keine andere dessen gewiß machen, daß unser Herr und Heiland von den Toten auferstanden ist. Und wir dürfen uns nicht wundern, daß eine solch lange Zeit im Kirchenjahr dazu bestimmt ist, und vor allen Dingen der Auferstehung gewiß zu machen, denn so leicht uns das Wort „Auferstehung“ über unsere Lippen geht, weil wir es von Jugend auf gelernt haben, so schwer ist es für einen jeden, sich des Inhaltes gewiß zu machen, den dieses Wort birgt. Es ist nicht ein leerer Schall, es ist auch nicht ein Gedanke, dem wir träumerisch nachhängen, wenn wir im Gotteshause zum Gottesdienste versammelt sind, der aber mit unserem praktischen Leben nichts zu tun hat. Nein, „Auferstehung“ ist ein Wort, das zur Triebfeder werden soll für unser ganzes Leben, das jedem Gedanken, jedem Worte und jedem Werke den Stempel aufdrücken soll, damit wir an unserem ganzen Leben und Treiben als Christen erkannt werden. Wie dieses Wort einen solch bestimmenden Einfluß auf unser Leben ausüben muß, deshalb ist es so schwer, daß wir es in seiner ganzen Bedeutung faßen, denn der natürliche Mensch in uns sträubt sich mit aller Kraft gegen diesen Einfluß.

„Auferstehung“. Unbegreiflich ist uns zunächst dieses Wort. Wir sehen ja nur das Grab. Was dahinter liegt, sehen wir nicht, höchstens erfahren wir nach einiger Zeit, daß der Leichnam in Verwesung übergegangen ist. Und keiner von uns hat je gesehen, daß ein Toter wieder ins irdische Leben zurückgekehrt ist. Aber wenn wir ein solches Wiedererwachen zum Leben auch mit unseren leiblichen Augen sehen würden, so würde es uns doch noch nicht der Auferstehung des Herrn gewiß machen. Die Jünger Jesu und die Weiber, die ihn aus Galiläa begleitet hatten, waren wohl alle dabei gewesen, als Jesus den Lazarus ins irdische Leben zurückrief, sie alle hatten es wohl gesehen, als Jesus dem Jüngling zu Nain befahl von der Totenbahre zu seiner Mutter zurückzukehren und obgleich Jesus ihnen gesagt hatte, daß er nach dreien Tagen wieder auferstehen werde, trotzdem glaubten sie nicht an seine

Auferstehung, als sie nun wirklich geschah. Die Weiber erschrakten, als sie das Grab offen und leer fanden und das Zeugnis des Engels, der ihnen verkündete, daß Jesus von den Toten auferstanden sei, war für sie durchaus nicht überzeugend. Sie glaubten ihm nicht. Das sehen wir an Maria Magdalena, die da beim Grabe umherirrt und Jesus bittet ihr den Leichnam Jesu zu geben, wenn er ihn bei Seite geschafft hätte, weil sie glaubt, der Gärtner stände vor ihr. Erst als sie die Stimme des Herrn wiedererkennt, erst als sie Jesum mit ihren leiblichen Augen erkannte, da sank sie ihm zu Füßen: Rabboni und von Stund an war ihr ganzes Leben nur dem Auferstandenen geweiht.

Auch die Jünger glaubten den Frauen und dem leeren Grabe nicht. In all ihren Erwartungen aufs ärgste enttäuscht, hatten sie sich verborgen aus Angst vor den Juden. Das sehen wir an den Emmaus-Jüngern, die klagen: „Wir aber hofften, er sollte Israel erlösen.“ Das hören wir aus Thomas Munde, der an die Auferstehung Jesu nicht glauben will, trotzdem alle Jünger sie bezeugen. Erst als der Herr ihm Gelegenheit gibt, Jesu Nägelmale mit seinen Fingern zu berühren und seine Hand in Jesu aufgebrochene Seite zu legen, da erst sinkt auch er zu Jesu Füßen wieder mit den Worten: mein Herr und mein Gott. Erst als die Jünger sich mit ihren leiblichen Augen davon überzeugt haben, daß der Jesus, der ans Kreuz geheftet, gestorben und ins Grab gelegt ist, wieder lebendig geworden ist. Erst als sie erkennen, daß er nun ein Leben führt, das nicht mehr an Raum und Zeit gebunden ist, wie das Leben vor dem Tode, da sind sie unzweifelhaft der Auferstehung Jesu gewiß. Und da zweifelten sie auch nicht mehr daran, daß sie selbst auferstehen werden. Und dieser Glaube an die Auferstehung wirkt so gewaltig, daß man in ihrem Wirken nach der Auferstehung des Herrn kaum die Jünger wiedererkennt, die ihren Herrn und Meister im Garten Gethsemane feige im Stiche ließen.

Wir können heute nicht mehr der Auferstehung Jesu in derselben Weise gewiß werden, wie es die Jünger wurden. Aber Jesus sagt auch dem Thomas: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Wenn wir im Glauben uns ganz unter den Einfluß Jesu stellen, dann werden wir auch heute noch seiner Auferstehung gewiß. Und diese Gewißheit wirkt auf uns auch heute noch, wie einst auf die Jünger des Herrn. Dann gilt auch uns unsere heutige Epistel, die uns lehrt, das Leben mit den Augen dessen anzusehen, der sich seines Heilandes bewußt ist. Diese Epistel sagt uns:

Unser Leben ist eine Wanderung zur Heimat.

Daraus ergibt sich:

1. daß wir das Irdische meiden müssen, was der Seele schadet.
2. daß wir der Obrigkeit gehorsam sein, und
3. auch zur Ehre Gottes leiden müssen.

Unser Leben ist eine Wanderung zur Heimat. Daraus ergibt sich 1. daß wir das Irdische meiden müssen, was unserer Seele schadet. Zweierlei schwerwiegende Erkenntnisse sind in diesen Worten ausgesprochen. 1. Die Erkenntnis, daß es noch ein anderes und zwar wichtigeres Leben gibt als das Leben, das wir augenblicklich führen und 2. daß wir neben dem Körper auch eine Seele haben, für deren Wohl wir in erster Linie sorgen müssen. Sind solche Erkenntnisse mit der Gedankenwelt vereinbar, welche heute die Menschheit beherrscht? Wenn wir die als Vertreter der Menschheit ansehen, die heut am lautesten ihre Stimme erschallen lassen, dann müssen wir die Frage mit einem glatten „Nein“ beantworten; denn was anderes predigen die meisten Tageszeitungen als den krassesten Materialismus. Und dementsprechend richten so viele Menschen ihr Leben nach dem Grundsatz ein: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot.“ Gewiß das Leben ist schön und die Güter, welche die Erde uns bietet, können auch schön sein, wie könnte das anders sein, da ja der gnädige Gott uns alles das gegeben hat. Deshalb ist es auch sicher eine Lust, dies irdische Leben zu leben, deshalb ist es so verständlich, daß man selbst dann noch gern leben möchte, wenn der Tod schon anklopft, aber wir dürfen doch auch den Wurm nicht übersehen, der die schönste Blume unter unseren Augen verwelken läßt, der die schönsten Genüße uns vergiftet, daß wir ihrer so recht von Herzen doch nicht froh werden können.

Dieser Wurm ist die Sünde. Sie hat uns in die Verbannung getrieben, daß wir fern der Heimat uns bewähren müssen, ehe Gott uns wieder in seine Gemeinschaft aufnimmt. Sie hat uns mit dem Irdischvergänglichem gemengt, daß der Tod über uns Macht hat und zwar so sehr, daß Niemand sich ihm und seinen Vorläufern entziehen kann. Zugleich aber scheidet der Tod, was an uns vergänglich und was ewig ist. Der Staub wird zum Staube und die Seele geht ein in die Ewigkeit. Am Eingang der Ewigkeit steht der Richterstuhl des allwissenden Gottes. Ihm ist nichts verborgen, was uns hier auf

Erden bewegt hat. Unsere Gedanken liegen ebenso offen vor ihm wie all unsere Worte und Werke und wir müssen Rechenschaft geben, selbst von einem jeglichen unnützen Wort, das wir geredet haben. Nur wenn unsere Gedanken, Worte und Werke seinem heiligen Willen entsprachen, kann Gott unsere unsterbliche Seele aufnehmen in seine Gemeinschaft, sonst muß er sie aus seiner Gemeinschaft verstoßen, d.h. dem ewigen Tode überliefern.

Die höchste Aufgabe, die wir hier auf Erden zu erfüllen haben ist also die, für unsere unsterbliche Seele zu sorgen. Und diese Aufgabe macht das Leben zu einem Kampfe, den manche Menschen von vornherein scheuen, in dessen Verlaufe viele allmählich ermatten, den nur wenige bis zu siegreichen Ende führen. Das ist der Kampf gegen die Sünde. Die Sünde und Gott kämpfen ja in unserem Herzen um unsere Seele und wir sollen uns entscheiden für Gott oder für die Sünde. Gott hat uns seine Liebe erwiesen, damit wir uns ihm hingeben sollen und die Sünde verspricht uns irdischen Sinnenrausch, damit wir ihr folgen. Und beide haben Bundesgenossen in den Menschen, die uns umgeben und in den Genüßen und den Begierden in uns selbst. Und wer meint, die vergängliche irdische Welt wäre unsere Heimat und mit dem irdischen Tod wäre alles vorbei, der läßt sich natürlich von den Gelüsten des eigenen Herzens leiten, der gibt sich ganz dem Genuß der irdischen Güter hin. Wer aber der Offenbarung Gottes folgt und im Glauben dessen gewiß geworden ist, daß es ein Leben jenseits des Todes gibt, der läßt sich nicht an den irdischen Genüßen genügen, sondern er sorgt zunächst für seine unsterbliche Seele.

Am besten hat Jesus für unsere Seele gesorgt, denn er hat ihr den Weg in die ewige Heimat wieder geöffnet, indem er die Sündenschuld mit dem Tode tilgte, welche sie aus der Gemeinschaft Gottes ausschloß. Durch seinen Tod sind wir frei von der Sünde. Die größte Freiheit ist es, die es für Menschen geben kann, die Christus uns erworben hat. Aber diese Freiheit macht uns zugleich zu Knechten Gottes, denn nur der erlangt die Freiheit, der mit Christo völlig eins ist, der den heiligen Willen Christi zu seinem Willen macht. Das dürfen wir nie vergessen, wenn wir uns unseres Christenstandes gewiß sind, sonst mißbrauchen wir leicht die Freiheit in Christo und davor warnt uns der Apostel in unserer heutigen Epistel mit den Worten: „als die Freien, und nicht, als hättet ihr die Freiheit zum Deckel der Bosheit, sondern als die Knechte Gottes.“

Wir würden unsere Freiheit in Christo zum Deckel der Bosheit machen,

wollten wir nun behaupten, daß uns alles erlaubt wäre, ganz gleich, ob es sich mit Gottes heiligem Willen vertrüge oder nicht. Darum warnt uns der Apostel vor dem am weitesten verbreiteten Laster, vor den fleischlichen Lüsten; denn gerade die weite Verbreitung dieser Sünden läßt sie ja dem Menschen leicht nicht so schwerwiegend erscheinen, wie sie in Wirklichkeit sind. Und der Apostel begründet diese Warnung damit, daß die fleischlichen Lüste wider die Seele streiten. Also vor allem, was wider die Seele streitet d.h. was dem Wohle der unsterblichen Seele entgegen ist, müssen wir uns fürchten. In welcher Form und unter welchem Namen es uns auch angeboten wird, denn wir würden uns ja, wenn wir uns dem hingeben, selbst den Weg in die Heimat versperren und damit die eigentliche Aufgabe, die das irdische Leben uns stellt, für uns unausführbar machen. Stattdessen sollen wir vielmehr in unserem Leben unaufhörlich tätig sein in solchen Werken, die unserem Gott wohlgefallen, damit wir durch unseren Lebenswandel andere für Gott gewinnen, wenn sie sehen, wozu Gottes Wort uns gemacht hat.

Die Wirkungen dieses Gottes Wortes müssen sich auch in unserem irdischen Leben in den Dingen bemerkbar machen, die mit unserem Seelenheil direkt überhaupt nicht in Beziehung stehen, denn Gott ist der Schöpfer aller Dinge. Nichts ist, das nicht von ihm gemacht ist. Und Gott ist eine Gott der Ordnung, dem unordentliches Wesen nicht gefällt. Deshalb sollen wir auch auf unserer Wanderschaft der schönen Ewigkeit entgegen uns unter die Ordnungen des praktischen Lebens beugen. Wer sich in Christo von allem Irdischen frei fühlt, der glaubt gar leicht, sich über Mensehengebote hinwegsetzen zu können, zumal wenn er sich durch sie in seinem Freiheitsgefühl beschränkt fühlt. Trotzdem gilt aber für jeden Christen das Wort unserer Epistel: seid untertan aller menschlichen Ordnung, um des Herrn willen, es sei dem König, als dem Obersten,... untertan aller menschlichen Ordnung um des HERRN willen, es sei dem König, als dem Obersten oder den Hauptleuten, als den Gesandten von ihm. Und Jesus selbst hat uns ein Beispiel gegeben dafür, daß wir ohne Murren selbst die unangenehmste Bürgerpflicht, nämlich das Steuerzahlen, erfüllen müssen. Zur Zeit Jesu wurde von allen Einwohnern des Römischen Reiches gerade eine Kopfsteuer erhoben, wie es heute auch noch in unseren Kolonien geschieht. Als nun Jesus eines Tages nach Capernaum kam, fragten die Steuereinnahmer Petrum, ob der Herr auch die Kopfsteuer oder den Zinsgroschen, wie Luther übersetzt, zu bezahlen pflege und Petrus konnte ihre Frage bejahen. Diese Gelegenheit benutzte der Herr, um seinen Jüngern ein Vorbild zu geben, wie man der

menschlichen Obrigkeit untertan sein soll. Zunächst weist er darauf hin, daß er selbst zu den Königen gehört und darum die Kopfsteuer nicht zu zahlen brauche, denn die Könige und ihre Familien waren von dieser Steuer frei. Weiter aber hätte er sich der Zahlung dieser Steuer entziehen können, weil er arm war, aber er beansprucht auch das Armenrecht nicht für sich, sondern er gebraucht sogar seine Allwissenheit, um sich so viel von den irdischen Gütern zu verschaffen, daß er die Steuer für sich und Petrus bezahlen kann, er schickt den Petrus zum See, damit er dort einen Fisch (fange), in dessen Mund er das nötige Geldstück finden würde.

Ein Vorbild hat Jesus so auch uns gegeben, daß wir uns unsern Pflichten nicht entziehen sollen, welche die menschliche Ordnung uns auferlegt. Darum mahnt uns auch der Apostel Paulus: Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Und er begründet diese Mahnung mit den Worten: denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott geordnet. Und Gott hat der Obrigkeit die Macht gegeben, den Bösen zu strafen und den Guten zu belohnen. Sie soll darüber wachen, daß Recht und Gerechtigkeit herrschen auf Erden. Und in der Erfüllung dieser Aufgabe sollen wir durch Gehorsam die Obrigkeit unterstützen, damit es ihr nicht zu schwer werde ihre Pflicht zu erfüllen. Denn als Vertreterin Gottes auf Erden ist sie Gott zur Rechenschaft verpflichtet über alles, was sie tut. Und wenn sie ihre Pflicht nicht erfüllt, wird auch sie von Gott schon hier auf Erden gestraft. Zahlreiche Beispiele solcher Bestrafung einer irdischen Obrigkeit finden wir im Laufe der Geschichte. Wieviel Reiche sind ihrer äußeren Form nach untergegangen, weil die Obrigkeit nicht so ihre Pflicht erfüllte, wie Gott es fordert.

Doch nicht allein der staatlichen Obrigkeit sollen wir gehorsam sein. Es gibt ja unter den mannigfaltigen Beziehungen der Menschen zueinander die verschiedensten Verhältnisse, die ein obrigkeitliches Gepräge tragen. Wir brauchen nur zu denken an Arbeitgeber und Arbeitnehmer, an Eltern und Kinder. Wer sich in den Dienst eines Menschen stellt ist nach Gottes Wort verpflichtet, seine Arbeit treulich zu verrichten, nicht mit Dienst vor Augen der Menschen, sondern vor Gott. Geadeso wie der Arbeitgeber verpflichtet ist, in dem Arbeitnehmer den Bruder in Christo zu sehen. Besonders gibt uns wohl noch das eine Verhältnis zu denken, das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Es wird so vielfach nicht nur in unserem Dorfe über Verrohung der Kinder geklagt. Wer hat daran Schuld? Nicht die Jugend, sondern die

Eltern. Wenn man oft sieht, wie sträflich Eltern ihre Kinder verziehen, dadurch daß sie sie nicht an ernste Arbeit gewöhnen, sondern sie Tag und Nacht herumfaulenzten und sich auf der Straße herumtreiben lassen, dann ist es wirklich nicht zu verwundern, daß Gott die Kinder zu einer Zornesrute für die Eltern aufwachsen läßt. Wie mancher Vater, wie manche Mutter muß im Alter die bittersten Thränen weinen, weil sie ihre Kinder in der Jugend verzogen haben.

Solche Erkenntnis zwingt uns auch, auf dem Wege zur Heimat zur Ehre Gottes Leiden zu ertragen. Die Grundlage zu manchem Leid, das wir im späteren Alter zu tragen haben, haben wir selbst in der Jugend gelegt. Und trotzdem bilden wir uns oft ein, daß wir nur zu Glück und Frohsinn geboren sind. Und solche Einbildung veranlaßt uns wohl gegen Leiden zu murren. Wer aber vom Geiste Gottes sich treiben läßt auf der Wanderung durch dies Leben, der murren nicht, sondern beugt sich geduldig unter die strafende Hand seines Gottes. Er weiß, daß er selbst so vieles Leid verschuldet hat, das über ihn kommt und sieht darin Gottes Hand, die ihn leiden läßt, um ihn zu bewähren, denn welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er, er stäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt.

Und nicht nur selbstverschuldetes Leid müssen wir tragen. Der Apostel schreibt in unserer Epistel: Ihr Knechte seid untertan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen. Es gibt ja so manche Menschen, die nicht nur sich selbst, sondern auch anderen Menschen das Leben sauer machen. Der natürliche Mensch ist sofort bereit, rücksichtslos gegen solch wunderliche Menschen vorzugehen und sich von ihnen nichts gefallen zu lassen. Der Christ aber sieht auch in solchen Menschen das Ebenbild Gottes, er duldet darum von ihm nach Christi Vorbild viel, der nicht widerschallt, da er gescholten ward und nicht dräuete, da er litt. In der Liebe Christi wandelt der Christ auch unter Leiden mit solch wunderlichen Menschen der ewigen Heimat zu. Amen.

Predigt von Pfarrer Wilhelm Schleiffer

(Misericordias Domini)

1. Petrus 2, 19 - 25.

Neues Leben regt sich in Wald und Feld. Und die Menschen wollen der Erde den Samen anvertrauen, aus dem sie ihnen neue Früchte bringen soll. Das Menschenherz jauchzt auf, wenn der goldige Sonnenschein in den Lüften flimmert und sich zur Erde neigt, um sie zu erwärmen. Der Bann des Winters ist gebrochen. Wir freuen uns, daß die kalten, dunkelen Tage des Winters vorüber sind und das helle Sonnenlicht uns ins Herz lacht. Und wer ans Krankenbett gefesselt ist, faßt neue Hoffnung, daß er im Sonnenschein bald genesen wird. Auch im geistigen Leben herrscht ein neuer Frühling, Christ ist erstanden von der Marter alle, des sollen wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein, Hallelujah, so schallt es am Osterfeste von unseren Lippen. Zu einem neuen Leben ist Christus erstanden. Und sein Tod und Auferstehen ist auch unser Tod und Auferstehen. Ehe Christus kam, hatte die Sünde uneingeschränkte Macht über uns, Christi Tod hat diese Macht gebrochen, denn er hat um unserer Sünde willen den Tod erlitten. Für uns hat er den Sold der Sünde getragen, wenn wir im Glauben uns an ihn anklammern. Sein Tod ist darum unser Tod. Und wenn der himmlische Vater ihn nicht im Tode ließ, sondern ihn von den Toten auferweckte, deshalb sind wir gewiß, daß auch wir einst vom Tode auferstehen werden. Und diese Gewißheit gibt uns neuen Lebensmut, daß wir getrost der Zukunft entgegen gehen.

Neues Leben ist für den Menschen gleichbedeutend mit neuem Glück. Nach Glück und Freude lechzt jedes Menschenherz und darum schlägt es freudiger, sobald es ein neues Leben sieht. Und wenn die schöne Zukunft wieder zur Vergangenheit geworden ist und wir sehen einmal nach, wieviel von dem erträumten Glück Wirklichkeit geworden ist, auch dann ist das Ergebnis für gewöhnlich nur ganz gering. Die Stunden reinen Glücks können wir leicht zählen, aber die Stunden des Leides sind zahlreich, und wenn wir auch von dem ertragenen Leid viel vergessen, wenn wir auch die Erinnerung an die wenigen Stunden des Glückes immer wieder auffrischen, trotzdem

bleibt das Leid in unserer Erinnerung so lebendig, daß wir auch der wenigen Stunden des Glückes nicht recht froh werden. Wohl hoffen wir stets, daß sich das Blatt wenden soll, daß ein volles reines Glück schon hier auf Erden beschieden sein wird, und doch sollten wir es längst gelernt haben aus der Vergangenheit, daß solche Hoffnung eitel ist. Das deutet uns auch unsere heutige Epistel an mit den Worten: Aber wenn ihr um Wohltat willen leidet und erduldet, das ist Gnade bei Gott. Denn dazu seid ihr berufen. Wer aber zum Leiden berufen ist, hofft vergeblich auf Glück und Freude. Er würde ja sein Amt verfehlt haben, wenn seine Hoffnung in Erfüllung ginge.

In der Freudenzeit, in der Osterzeit, in der wir Gott loben und danken für den großen Beweis seiner unendlichen Liebe, den er dadurch geliefert hat, daß er seinen eingeborenen Sohn für uns in den Tod gab und ihn wieder von den Toten auferweckte, in dieser Zeit sagt uns die Epistel, daß wir zum Leiden berufen sind. Und diese Epistel wollen wir jetzt gemeinsam betrachten und der Betrachtung die Überschrift geben:

Leiden ist des Christen Beruf auf Erden.

Das hat 1. seinen Grund darin, daß der Christ Christi Eigentum ist; das verpflichtet ihn 2. nach dem Vorbilde Christi zu leiden.

Leiden ist des Christen Beruf auf Erden. Das hat 1. seinen Grund darin, daß der Christ Christi Eigentum ist. Das spricht der Apostel aus, wenn er nach den Worten: denn dazu seid ihr berufen; fortfährt: sintemal auch Christus gelitten hat für uns und ein Vorbild gelaßen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen. Verpflichtet Jemandes Fußstapfen nachzufolgen ist nur der, welcher in engster Verbindung mit ihm steht. So ist das Kind verpflichtet dort zu sein, wo seine Eltern sind, solange es noch ein Kind ist. So ist die Frau verpflichtet, dort ihren Aufenthalt zu nehmen, wo ihr Mann wohnt, weil sie mit ihm einen Bund fürs Leben geschlossen hat. So muß der Christ wandeln wie Christus hier auf Erden gewandelt hat, weil er mit ihm in der heiligen Taufe einen Bund geschlossen hat, der in Ewigkeit bestehen soll. Und in diesem Bunde ist nicht Christus der Empfangende, so daß des Menschen Wille ihm gegenüber der geltende wäre, sondern nur der Mensch empfängt von Christus Gnade um Gnade, durch die er des verlorenen Paradieses wieder teilhaftig wird.

Für die Seligkeit in der Gemeinschaft des lebendigen Gottes war der Mensch vom ewigen Schöpfer erschaffen als ein Wesen nach dem Ebenbilde

Gottes, aber der Hochmut stürzte ihn von dieser Höhe hinab. Anstatt sich der Gemeinschaft Gottes würdig zu erweisen durch Gehorsam gegen den heiligen Willen Gottes, wollte der Mensch sich selbst zu Gott machen. Wer aber sich selbst erhöht, der wird erniedrigt. Das galt damals schon, wie es auch noch heute gilt. Die Nichtachtung des Willens Gottes schloß den Menschen aus der Gemeinschaft Gottes aus und machte ihn zum Knechte der Sünde. Und immer größer ward die Macht der Sünde im Menschen, immer größer ward auch zugleich die Kluft zwischen Gott und den Menschen, so daß sie schließlich den Weg zu Gott zurück überhaupt nicht mehr finden konnten. Der Mensch wäre darum ewig ausgeschlossen von der Seligkeit, wenn nicht der allmächtige Gott sich seiner erbarmt hätte. Aus Mitleid mit der verlorenen Menschheit offenbarte ihr Gott am Berge Sinai wieder seinen heiligen Willen. Freilich durch Erfüllung dieses Willens konnte die Menschheit doch nicht zu Gott zurückkehren, weil es ihm unmöglich ist, den Willen Gottes ganz zu erfüllen. Muß doch ein jeder Mensch mit dem Psalmisten sprechen: Herr, wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Fehle. Aber dieser Wille Gottes zeigte doch dem Menschen die Sünde, die ihn von Gott trennte, und weckte in ihm die Sehnsucht nach der Erlösung aus der Macht der Sünde, daß er mit dem Psalmisten spricht: Ach, daß die Hilfe aus Zion über Israel käme und der Herr sein gefangenes Volk erlösete.

Und nicht nur die Sehnsucht nach Erlösung weckte Gott im Menschen, sondern er will sie auch stillen, wenn wir uns ganz ihm zu eigen geben. Zu dem Zwecke hat Gott ein Neues geschaffen, das den Menschen unbegreiflich ist, auf das aber die Propheten des alten Bundes weissagend hinwiesen. Jesus Christus, der eingeborene Gottessohn, ist Mensch geworden und hat eine Erlösung zu Stande gebracht, die kein Mensch hätte vollbringen können. Der Tod ist der Sünde Sold, das ist ein Gesetz der Heiligkeit unseres Gottes. Und weil ein jeder Mensch ein Sünder ist, wie es die heilige Schrift mit den Worten ausspricht: es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie an Gott haben sollen, oder: so wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns, so ist auch ein jeder Mensch dem Tode verfallen. Und diesen Tod, den Sold der Sünde, hat Jesus, der sündlose Gottesein, für uns gelitten. Er selbst war nicht dem Tode verfallen, weil er sündlos war, weshalb er ja auch seinen Feinden mit den Worten entgegentreten durfte: wer kann mich einer Sünde zeihen? Freiwillig aber nahm er die Sündenschuld der

ganzen Menschheit auf sich und büßte für sie die Folge der Sünde, den Tod. Und das hat er getan, damit wir Menschen mit Luther bekennen sollten: Ich glaube an Jesus Christus, der mich verlorenen und verdammten Menschen mit seinem heiligen teuren Blute und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels erlöst hat, auf daß ich sein eigen sei.

Nur für den, der sich selbst Christo zum Eigentum gibt, gibt es eine Erlösung aus der Macht des Todes, darum sind auch wir alle, die wir hier sind, Christi Eigentum; denn wir alle wollen ja erlöst werden. Weil wir aber Christi Eigentum sind, ist Christus auch unser Vorbild, dessen Fußstapfen wir nachfolgen sollen. Christi Leben war ein Kampf gegen die Sünde, den er siegreich vollendete; und darum muß auch unser Leben ein Kampf gegen die Sünde sein. Kämpfen aber heißt leiden. Ein jeder Soldat, der je einen Krieg mitgemacht hat, weiß, daß Kämpfen und Leiden unzertrennlich zusammengehören. Auf kurze Stunden der Ruhe kommen wieder die größten Anstrengungen. Entbehrungen über Entbehrungen muß jeder Kämpfer ertragen, wenn er auf die Siegespalme hoffen will. Schon im Kampf der Menschen gegen Menschen heißt kämpfen leiden. Viel schwerer als solch ein Kampf ist der Kampf, den wir in der Nachfolge Christi ausführen müssen, und darum sind auch die Leiden in diesem Kampfe viel größer; denn in diesem Kampfe haben wir es mit dem Versucher zu tun, der von innen und außen an uns herantritt.

Doch hierbei müssen wir bedenken, daß es für jeden Menschen sozusagen ein doppeltes Leben gibt. Wäre mit dem irdischen Leben alles vorbei, dann würde es sich wohl kaum verlohnen diesen Kampf bis zum Tode auszuführen, dann würden wir wohl recht tun, die Freuden zu genießen, die das irdische Leben uns zu bieten vermag, ohne Rücksicht auf den heiligen Willen Gottes, aber wir wissen, daß dies irdische Leben uns eine Prüfungszeit für das ewige Leben ist. Was wir hier säen werden wir dort ernten. Wer auf das Fleisch säet im irdischen Leben, der wird im ewigen Leben vom Fleische das Verderben ernten; wer aber im irdischen Leben auf den Geist säet, der wird im ewigen Leben vom Geiste das Leben ernten. Und die ewige Frucht der irdischen Saat wirft ihre Schatten schon im Voraus ins irdische Leben hinein. Unter allem Leid, das wir im Kampfe gegen die Sünde zu tragen haben, dürfen wir doch im tiefsten Herzensgrund schon etwas vom göttlichen Frieden, von himmlischer Ruhe verspüren. Und in aller Freude der

Welt, die wir genießen, wenn wir der Sünde uns hingeben, fühlen wir in unserem Inneren schon die Vorboten des ewigen Verderbens, die uns auch die Freuden dieser Welt schon zu verleiden vermögen.

Weil wir Christi Eigentum sind, deshalb müssen wir in diesem irdischen Leben leiden, wie es der Herr selbst auch seinen Jüngern vorausgesagt hat; denn wer Christi Eigentum ist, der gehört nicht dieser Welt an. Wohl wandelt er in dieser Welt, aber er ist nicht von dieser Welt und was nicht von der Welt ist, das haßt die Welt. Am deutlichsten erkennen wir das an Christo. Mit welcher Feindschaft, mit welchem Haß haben die Pharisäer und Schriftgelehrten ihn verfolgt. Und sie ruhten nicht eher bis sie ihn ans Kreuzgeschlagen hatten und ihr Haß war selbst damit noch nicht gestillt, in seinen Jüngern verfolgten sie ihn auch noch nach seinem Tode. Und doch hatte Jesus ihnen nichts zu leide getan, doch wollte er nur ihr bestes; aber darin zeigt sich der Gegensatz zwischen Gut und Böse, die beide ebenso wenig wie Feuer und Wasser eins werden können. Je mehr wir selbst darum Eigentum Jesu sind, umso größer wird die Feindschaft der Welt gegen uns sein. Deshalb dürfen wir uns nicht wundern, daß unser irdisches Leben uns auch von der Welt zum Leiden gemacht wird. Jesus selbst hat es seinen Jüngern zuvor offenbart und darum schreibt Petrus auch in unserer Epistel: Wenn ihr um Wohltat willen leidet und erduldet, das ist Gnade bei Gott. Denn dazu seid ihr berufen.

Wie darin, daß wir Christi Eigentum sind, der Grund dafür liegt, daß unser irdisches Leben ein Leiden ist, so müssen wir dies Leiden auch nach dem Vorbilde Christi ertragen. Nicht jedes Leiden ist ein Leiden, das uns trifft, weil wir Christi Eigentum sind. Viel Leid, vielleicht das meiste, das von Menschen ertragen wird, ist Leiden, dessen man sich gewiß nicht rühmen darf, weil es selbstverschuldet ist. Davon redet der Apostel mit den Worten: denn was ist das für ein Ruhm, so ihr um Missetat willen Streiche leidet? Wer Verbrechen begeht, die auch von menschlicher Gerechtigkeit gestraft wird, und dann der strafenden Gerechtigkeit verfällt, der darf sich nicht einbilden, daß er das Mitleid der Menschen für sich fordern dürfe, sondern der muß sich seiner Leiden schämen, weil sie selbst verschuldet sind und dazu ist er von Gott nicht berufen. Nicht ein solches Leiden ist der Beruf des Christen hier auf Erden. Und wer nicht gerade gegen andere aber doch gegen sich selbst Verbrechen begeht, die sich auch schon hier auf Erden nach Gottes Willen rächen, indem er zum Beispiel das köstliche Gut seiner

Gesundheit durch ausschweifendes Leben ruiniert, der darf sich auch nicht dadurch trösten, daß seine Leiden um Christi willen getragen werden müssen. Gott hat einem jeden von uns ein größeres oder geringeres Maß von Gesundheit gegeben, mit dem wir wirken sollen, mit dem wir die Aufgaben erfüllen sollen, welche Gott uns in unserem Berufe stellt. Wenn wir aber stattdessen dies köstliche Gabe vergeuden, wenn wir selbst uns die Gesundheit durch unseren Lebenswandel ruinieren, dann müssen wir uns der Leiden schämen, die wir uns dadurch zugezogen haben, deren dürfen wir uns gewiß nicht rühmen. Solche Leiden sollten bei Christen gar nicht gefunden werden, denn wenn wir uns als Christi Eigentum wissen, dann dürfen wir nicht in Verbrechen oder Sünden leben.

Welcher keine Sünde getan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden, sagt Petrus in unserer Epistel vom Herrn. Und darin soll der Herr uns ein Vorbild sein. Als Christi Eigentum müssen wir mit aller Macht gegen die Sünde ankämpfen. Dazu finden wir genug Gelegenheit im praktischen Leben. Auf Schritt und Tritt tritt sie uns ja entgegen. Des eigenen Herzens Gedanken wollen und immer wieder zu Knechten der Sünde machen und ihr verfallen wir darum leicht, wenn wir nicht vor uns selbst auf der Hut sind. Und von außen tritt der Versucher in tausendfacher Gestalt an uns heran, um uns zu umgarnen und ganz an sich zu fesseln. Auch da heißt es auf der Hut sein, und oft wird es uns sehr schwer den Versuchungen zu widerstehen, wenn sie uns so harmlos, so schön erscheinen, aber wenigstens die groben Übertretungen der Gebote Gottes dürfen sich Christen nicht zu Schulden kommen lassen. Es bleiben doch immer noch viel Sünden übrig auch im besten Leben, für die wir Vergebung suchen müssen.

Solches Streben nach Heiligkeit und Vollkommenheit wird uns noch Leiden genug einbringen. Aber wenn uns grundlos solche Leiden von anderen Menschen bereitet werden, dann brauchen wir uns ihrer nicht zu schämen, sondern müssen sie geduldig tragen, wie es Christus auch getan hat, von dem Petrus schreibt: welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litt. Es ist das eine schwer zu übende Tugend. Dem natürlichen Menschen ist ja der Grundsatz in Fleisch und Blut übergegangen: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wo uns Unrecht widerfährt, da ist der erste Gedanke: „Rache“. Und dieser Gedanke läßt uns oft lange keinen Ruhe. Denken wir aber an Christi Vorbild, dann darf es uns nicht schwer werden, schweigend auch Unrecht zu erdulden. Alles Leid, das Menschen uns ohne Recht

zufügen, ist ja bei weitem nicht so schwer, wie das Leid, das Christus für uns getragen hat. Und doch trug er stumm, was sie ihm zu leide taten, indem er das Gericht dem überließ, der da recht richtet, wie Petrus schreibt: er stellte es aber dem heim, der da recht richtet.

Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. Daran denken wir oft nicht und deshalb fühlen wir und verpflichtet als Selbsträger aufzutreten. Doch während wir glauben nur unser Recht zu verteidigen, lassen wir uns leicht selbst zum Unrecht verleiten. Stattdessen sollten wir getrost unsere Feinde und uns selbst dem ewigen Richter überlassen. Viel schwerer als unsere Rache trifft Gottes Zorn den unbußfertigen Sünder. Sagt doch Gott selbst den Menschen: Ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der über die so mich haßen, die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins 3. und 4. Glied. Auch die geringste Sünde bleibt nicht ungestraft, will doch Gott den Sünder zur Rechenschaft ziehen auch für jedes unnütze Wort, das er geredet hat. Wenn der Tag des jüngsten Gerichts anbricht, dann wird alle Sünde offenbar und dann wird Gott ein gerechtes Gericht über alle unbußfertigen Sünder abhalten. Deshalb ist es offenbar, daß wir uns nicht selbst rächen sollen. Neben den Kindern Gottes sollen auch die Kinder dieser Welt leben, das zeigt uns das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen. Und es ist deshalb nur Anmaßung von uns, wenn wir die Menschen vernichten wollen, die nach unserer Ansicht gottlos leben. Für sie beten, sie ermahnen, das ist unser Amt, aber nicht sie richten, hat doch Christus selbst für seine Feinde gebetet.

Statt daß uns das unverschuldete Leid zu Feinden derer macht, die es uns zufügen, sollen wir in diesem Leiden vielmehr die Gnade unseres Gottes erblicken. Denn das ist Gnade, so jemand um des Gewissens willen zu Gott das Übel vorträgt und leidet das Unrecht. Einmal erkennen wir daraus, daß Gott solches zuläßt, daß solches Leid über uns kommt, daß er uns lieb hat, denn welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er, er stäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt. Und zum andern merken wir auch, daß wir in der Liebe zu Gott stehen, wenn wir die Kraft beweisen, solches Leiden zu erdulden; denn aus eigener Kraft würde uns das nicht möglich sein; dazu muß Gott selbst uns stärken.

So laßt es uns von Christo immer mehr lernen, nach Gottes Willen zu wandeln und die Leiden, welche die Mächte der Finsternis ohne unser Verschulden uns bereiten, in Geduld zu tragen. Großes ist es für uns, wenn wir

dies lernen. Viel größeres aber hat Jesus für uns erlitten. Und in dieser Zeit ist es uns noch in frischer Erinnerung, daß Jesus als Sieger aus diesem Leiden hervorgegangen ist. Wir stehen ja jetzt zwischen Ostern und Himmelfahrt, zwischen dem Augenblick, da Jesus, der für unsere Sünden als der Sündlose gestorben und begraben ist, von den Toten auferstand und dem Augenblick, da der Erlöser wieder zurückkehrte in sein Reich. Amen.

Predigt von Pfarrer Wilhelm Schleiffer

(Misericordias Domini)

1. Petrus 2, 19 - 25. (Variante)

In der Freudenzeit stehen wir jetzt zwischen Ostern und Himmelfahrt. Immer wieder vernehmen wir die Freudenbotschaft: Christ ist erstanden von der Marter alle, bis wir ihr ganz unzweifelhaft gewiß werden, sodaß uns nichts an dieser Freudenbotschaft irre machen kann. Die Befestigung im Glauben an den Auferstandenen, das ist der Zweck der Zeit, die zwischen Ostern und Himmelfahrt liegt; denn wäre Christus gleich nach seiner Auferstehung gen Himmel gefahren und hätte er sich sofort zur Rechten der Kraft Gottes gesetzt, dann wäre kein Mensch unzweifelhaft seiner Auferstehung gewiß geworden; denn wir Menschen regen zwar von einer Auferstehung, aber trotzdem fällt es uns gar nicht ein, mit dem Gedanken der Auferstehung auch Ernst zu machen. Wir sehen das Grab, was dahinter liegt, sehen wir nicht, höchstens sehen wir später, daß der Leichnam in Verwesung übergegangen ist. Gottes Wort aber hat es und offenbart, daß nicht nur Verwesung hinter dem Tode liegt, sondern auch Leben. Zwar findet diese Offenbarung im Menschenherzen einen Widerhall, aber sie als Tatsache anzunehmen, dies wird uns ebenso schwer, wie es den Jüngern geworden (ist).

Wohl hatten die Jünger gesehen, daß Jesus den Lazarus und den Jüngling zu Nain wieder ins irdische Leben zurückgerufen hatte, aber das war auch keine Auferstehung für die Ewigkeit. Diese Totenauferweckungen konnten aber höchstens den Glauben an eine Ewigkeitsauferstehung vorbereiten, aber sie hatten ihn den Jüngern noch nicht gegeben. Das sehen wir aus der Ostergeschichte an dem Verhalten der Frauen, die Jesu gefolgt waren. Das sehen wir auch an den Jüngern selbst. Die Botschaft des Engels: Jesus ist auferstanden! hat für Maria Magdalena keine Beweiskraft. Wie sehr hatte sie sich erschrocken, als das Grab offen und leer war und wenn sie dann nachher an die Worte des Engels dachte, so war es ihr wohl nicht unzweifelhaft, daß sie sich die Erscheinung nur eingebildet hatte und darum fragt sie Jesus, als sie glaubt den Gärtner vor sich zu haben, wo er den Leichnam Jesu hingebracht hätte. Erst als sie Jesum selbst erkennt, da ist es für sie

unzweifelhaft, daß Jesus wirklich auferstanden ist. Und gradeso ergeht es den Jüngern Jesu. Niemandem glauben sie die Botschaft von der Auferstehung Jesu bis sie sich selbst mit ihren eigenen Augen von ihrer Wahrheit überzeugt haben.

Und Jesus wußte, daß die Jünger nur so schwer sich von seiner Auferstehung überzeugen würden, deshalb war er nicht sofort gen Himmel gefahren, sondern zeigte sich ihnen von Zeit zu Zeit wieder, so daß sie durch seine tatsächliche Erscheinung seiner Auferstehung unzweifelhaft gewiß wurden und auch davon ein unzweifelhaftes Zeugnis ablegen konnten, so daß Niemand in allen Jahrhunderten ein wirkliches Recht hat, an der Auferstehung Jesu zu zweifeln, sondern vielmehr jeder, der die Osterbotschaft vernimmt so eins werde im Geiste mit Jesus, wie es seine Jünger mit ihm nach seiner Auferstehung wurden. Solche Einheit kann aber nicht ohne Einfluß bleiben auf unser praktisches Leben. Das zeigt uns unsere heutige Epistel, deren Betrachtung wir die Überschrift geben wollen:

Jesus und wir.

Und wir erkennen aus dieser Epistel:

1. Jesu Eigentum sind wir und darum ist er
2. das Vorbild für unser praktisches Leben.

Jesus und wir! Und wir erkennen aus dieser Epistel 1. Jesu Eigentum sind wir. Die Worte unserer heutigen Epistel hat Petrus an Sklaven seiner Zeit geschrieben. Wir können uns heute kaum noch das Los solcher Sklaven vorstellen, weil es der Liebe Christi schon häufig gelungen ist, uns aus der Sündenmacht zu befreien, die den klaren Blick der Menschen so sehr verdunkelt hatte, daß sie in ihren Mitmenschen oft nicht mehr das Ebenbild Gottes erkannten, sondern sich einbildeten, Gott hätte ihnen Menschen wie eine Ware als Eigentum gegeben. Alle heidnischen Völker haben die Sklaverei, d.h. alle heidnischen Völker sehen eine bestimmte Klasse von Menschen nur als eine Ware an, die man beliebig verkaufen, ja selbst töten kann wie irgendein Tier. Und daß es der einfachen Geistesbildung nicht möglich ist, die Menschen aus solchem finstern Wahn zu befreien, das haben die Griechen und Römer bewiesen, die wohl von allen heidnischen Völkern, die wir kennen, die höchste Kulturstufe erlangt haben, deren Geistesarbeiten noch heute für und die Grundlage unserer Bildung sind. Trotz ihrer hohen Bildung blühte

bei ihnen die Sklaverei, ja bei den Römern gehörte es zur Zeit ihrer höchsten Blüte zu den gewöhnlichen Genüssen des Volkes, im Circus zuzusehen, wie Gladiatoren, das sind Sklaven, sich gegenseitig zerfleischten, bis einer erschöpft zusammenbrach und dann gab das Volk mit dem Daumen das Zeichen, ob der Sieger den Besiegten völlig abschlachten oder ihm das Leben schenken sollte. Ja ein Römer soll sogar seine Karpfen mit Sklavenfleisch gefüttert haben, damit sie schmackhafter wurden. So sehr hatte die Sünde die Augen der gebildetsten Heiden für alles göttliche geblendet. Und ähnlich herrscht die Sklaverei noch heute unter den Völkern, welche das Wort vom Kreuze noch nicht angenommen haben.

Und mit der Bildung der heidnischen Völker haben wir auch die Gedanken über Sklaverei von ihnen übernommen. Selbstverständlich duldet aber das Wort vom Kreuz nicht eine solche Sklaverei wie sie die Heiden übten. Nur die Namenchristen, die es ja zu allen Zeiten reichlich gibt, suchten natürlich die alte Sklaverei zu halten, wenn sie die Herren waren. Aber immer mehr mußte die Sklaverei vor dem Worte Gottes zurückweichen. Ihr letzter Rest bei uns war die Leibeigenschaft, wovon die Ältesten unter uns wohl auch noch etwas wissen, die ja erst im vorigen Jahrhundert abgeschafft ist. So viel hundert Jahre hat das Christentum nötig gehabt, um alle die Völker, die sich zu Christo bekennen, aus so tiefer Sündennacht zu befreien, daß sie in ihren Mitmenschen nicht mehr eine Ware, sondern Menschen erblickten, welche nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen sind.

An solche Sklaven, die selbst ihre Sklaverei als von den Göttern gewollt angesehen hatten, schreibt der Apostel in unserer Epistel: ihr waret wie die irrenden Schafe; aber ihr seid nun bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen. Können wir uns wohl die Freude ausmalen, welche Sklaven über diese Worte empfinden mußten. Sie hatten es sicher oft genug empfunden, daß sie nicht für Menschen gehalten wurden. Sicher waren viele von ihnen wie heute die Pferde auf dem Pferdemarkte auf dem Sklavenmarkte verkauft. Da fragte keiner danach, ob Mann und Frau, ob Mutter und Kind bei einander blieben, sie waren ja nur Sklaven, die um Geld verkauft wurden, ganz gleich an wen und wohin, wenn die Kaufsumme nur hoch war. Viele von ihnen hatten sicher mancher ungerechte Mißhandlung erdulden müssen, so daß sie schließlich selbst zu der Überzeugung kamen, sie dürften nur Lieblosigkeit von dieser Welt erwarten. Und nun sagt ihnen der Apostel, daß das alles ein Irrtum war, daß auch sie eine unsterbliche Seele haben, für die

ein Hirt und Bischof da ist, der sich um ihre Seele kümmert, dem sie so lieb ist, daß er für sie die Sündenschuld selbst gebüßt hat.

Mit solchen Worten deutet der Apostel zugleich an, daß die Sünde das Eigentliche ist, das den Menschen das Leben so sehr zur Last macht, das die Menschen in solche Finsternis geführt hat, daß sie Sklaverei unter sich duldeten. Aber indem Petrus auf die Sünden jener Sklaven hinweist, schließt er sich zugleich mit ihnen zusammen, denn er schreibt: welcher unsere Sünden selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holz. Und ich meine, wenn der Apostel Petrus sich da als Sünder bekennt, dann dürfen auch wir uns wohl als Sünder bekennen, zumal es uns Gott offenbart hat, daß es keinen Menschen ohne Sünde gibt, wie es ja in der heiligen Schrift heißt: so wir sagen wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns.

Die Sünde aber hält die Menschen in strenger Sklaverei, welche sich ihrer Macht willenlos beugen. Wir brauchen nur in das praktische Leben unserer Tage zu sehen, um die schreckliche Sklaverei zu erkennen, in der die Sünde Menschen gefangen hält. Wie mancher Mensch, der dem Trunke ergeben ist, sieht in lichten Augenblicken das ganze Elend, das er den Seinen und sich selbst durch sein Laster bewirkt, er sieht den Abgrund, in den sein Laster ihn stoßen wird und doch kann er nicht zurück, die Sünde zwingt ihn sich selbst und die Seinen zu verderben. Und der Trunk ist nicht das einzige derartige Laster. Ebensoviele tausende bringt die Unzucht ins frühe Grab. Entsetzen faßt den, der die Sünde nicht willenlos über sich herrschen läßt, wenn er einen Einblick in die Höhlen des Lasters tut. Schlimmer war die Sklaverei auch nicht, welche die Heiden über Heiden ausübte, als die Sklaverei, welche die Sünde über Heiden und Namenchristen ausübt.

Und keinem Menschen ist es möglich die Ketten der Sklaverei der Sünde zu brechen, weil ja die Sünde in jedem Menschenherzen mehr oder weniger herrscht, so sehr, daß der Apostel Paulus schrieb: das Gute, das ich will, das tue ich nicht, aber das Böse, das ich nicht will, das tue ich. Darum hat sich Jesus unser erbarmt. Nur ein Mittel gab es, uns aus der Macht der Sünde zu befreien. Der Tod ist der Sünde Sold. Mit dem Tode müssen wir unsere Sünde büßen. Wer den Tod nicht für seine Sünde, sondern für unsere Sünde erlitt, der befreite uns aus der Macht der Sünde, weil wir dann den Tod nicht mehr zu erleiden brauchten. Und das hat der sündlose Gottessohn getan. Am Kreuz auf Golgatha ist er für unsere Sünden gestorben, wie wir das am

Karfreitage sahen. Und daß es unsere Sünde war, für die er starb, das hat uns Ostern bewiesen, wo uns seine Auferstehung von den Toten verkündet wurde. Darum kann Petrus auch in unserer Epistel schreiben: durch Jesu Wunden seid ihr heil geworden. Aber Jesus hat uns nicht geheilt und uns dann den Rücken gekehrt und uns uns selbst überlassen. Nein, er hat uns erlöst, erworben, gewinnen von allen Sünden, vom Tode und der Gewalt des Teufels, auf daß wir sein eigen wären, in seinem Reiche unter ihm leben, ihm dienen in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit. Jesu Eigentum sind wir geworden durch sein Leiden, Sterben und Auferstehen. Und als sein Eigentum müßen wir auch nach seinem heiligen Willen leben.

Würde ein Mensch unserer Zeit den Sklaven die frohe Botschaft verkünden, daß sie einen Hirten ihrer Seele haben, der sie liebt und dessen Eigentum sie sind, dann würde er zugleich auch ihnen Empörung gegen die Menschen predigen, welche sich eine Herrschaft über andere Menschen angemaßt haben. Und solche Aufwiegler gibt es zahlreich auch in unserer Zeit, sogar solche Aufwiegler, die denen Empörung predigen, welche durch solche Empörung nur noch verlieren können. Und wenn die Massen sich durch solche Hetzer irreführen lassen, dann gibt es ein Blutbad, in dem Niemand mehr seines Lebens und seines sonstigen Besitzes sicher ist. Die Geschichte zeigt uns ein solches Blutbad mit seinen schrecklichen Folgen für das ganze Volk der Franzosen vor etwa 100 Jahren. Ganz anders verfährt der Apostel Petrus. Er zeigte den Sklaven, daß die Sklaverei, in der sie leben, eigentlich nicht sein soll, daß sie aber nach Gottes Willen ist, um der Sünde der Sklaven und Herren willen, und daß sie deshalb nur aufgehoben werden kann dadurch daß sie alle geduldig die Folgen ihrer Sünde tragen, bis Gott sie aufhebt. Dem natürlichen Menschen dünkt ein solcher Schluß einer Freudenbotschaft nichts weniger als freudig, weil er nur auf den Genuß der irdischen Freuden sieht, aber dem ernstern Christen zeigt sich dieser Weg doch als der einzige, der zur Freiheit führt, wenn auch noch nicht gleich zur äußeren, so doch zur inneren Freiheit.

Und damit es uns nicht zu schwer werde, durch Leiden zur Herrlichkeit einzugehen, hat Jesus uns selbst ein Vorbild im Leiden gegeben. Darum schreibt der Apostel in unserer Epistel: dazu, nämlich zum Leiden, seid ihr berufen. Sintemal auch Christus gelitten hat für uns, und ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen. Nicht jedes Leiden ist nach dem Vorbild Jesu, darauf macht der Apostel am Anfang unserer Epistel

aufmerksam. Jesus war sündlos, er hatte also sein Leiden nicht selbst verschuldet und so dürfen wir uns auch nicht einbilden, daß wir Jesu Fußstapfen folgten, wenn wir für Unrecht, das wir begangen haben, gestraft werden. Durch solches Leiden für begangenes Unrecht büßen wir nur gerechte Strafe ab. Darum mahnt uns der Apostel, daß wir uns abmühen sollen, daß wir nichts Böses tun, wofür wir gestraft werden müßten. Vielmehr sollen wir uns abmühen, dem Nächsten nur Gutes zu erweisen und wenn wir dann die Wahrheit des Sprichwortes erfahren: Undank ist der Welt Lohn, wenn unsere Liebe nur mit Haß erwidert wird, dann dürfen wir uns damit trösten, daß Jesus vor uns gelitten hat und daß er uns ein Vorbild gegeben hat, wie auch wir leiden sollen.

Dieses Vorbild Jesu im Leiden zeichnet uns der Apostel deutlich vor Augen mit den Worten: welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohete, da er litt. Diese Worte versetzen uns vor den Hohenrat und in den Palast der Landpflegers. Hohepriester und Kriegsknechte glaubten sich berechtigt, den ungerecht zum Tode verurteilten Jesus zu schelten, zu höhnen und anzuspeien. Niemand hatte freilich dazu ein Recht, aber trotzdem ließ Jesus sich ruhig das alles gefallen. Ganz so schuldlos wie Jesus werden wir ja in keiner Sache sein, was wir auch von unseren Mitmenschen zu leiden haben, es wird nicht ganz so unverdient sein, wie das was Jesus litt und darum darf es uns auch nicht zu schwer werden, das Unrecht zu erleiden. Der natürliche Mensch bäumt sich selbstverständlich gegen alles Leiden auf. Er hält sich ja für berechtigt, nur Gutes in diesem irdischen Leben verlangen zu können, und wenn er nun gar noch leiden soll, wo er glaubt nichts verschuldet zu haben, so meint er selbst notwendig den Richter über den spielen zu müßen, der ihm ohne Grund Leiden zufügt, damit der nur ja nicht seinem Richter entgeht. Der Christ aber, der tiefer in sein eigen Herz hinein schaut und dem der Zusammenhang zwischen Sünde und Leiden nicht verborgen ist, der trägt geduldig auch das unverschuldete Leid, weil er sich selbst als Sünder erkannt hat. Und er hält sich nicht für verpflichtet über andere zu richten, damit sie ihrer Strafe nicht entgehen, sondern er stellt das Gericht ruhig dem heim, der da recht richtet.

Es gibt ja einen ewigen Richter, der allwissende Gott ist es, der jeden Menschen vor seinen Richterstuhl zieht, wo ein jeder sich zu verantworten hat selbst für das kleinste unnütze Wort, das er geredet hat. Sparte Jesus das Gericht über seine Feinde auf den Tag des jüngsten Gerichtes Gottes auf, so

dürfen auch wir ruhig darin seinem Vorbilde folgen, dann werden wir ganz mit ihm eins. Amen.

Predigt von Pfarrer Wilhelm Schleiffer

(5. p. Trinitatis)

1. Petrus 3, 8 - 15.

Wie kommen wir Menschen dazu, auf Religion Wert zu legen oder wohl selbst Religion zu haben? Ganz kurz können wir diese Frage mit den Worten beantworten: unsere Ohnmacht treibt uns dazu. Wenn die alten römischen Kaiser auf dem Gipfel ihrer Macht standen, dann verfielen manche auf den wahnsinnigen Gedanken, sie wären selbst die Gottheit und ließen sich Standbilder errichten, vor denen das Volk Opfer darbringen mußte und auch darbrachte und wenn es auch nur einige Weizenkörner waren, die sie streuten. Sobald aber der Kaiser Macht wankte, suchten sie selbst bei ihren heidnischen Gottheiten Schutz oder verfielen der Verzweiflung.

Denken wir an unsere Zeit. Nach dem Willen des allmächtigen Gottes ist es uns gelungen einige wichtige Schritte vorwärts zu machen in der Erfüllung der Aufgabe, die der allmächtige Schöpfer der Krone seiner Schöpfung, dem Menschen, gestellt hat, als er ihnen gesagt hat, daß sie die Erde mit all ihren Kräften sich untertan machen und darüber herrschen sollten. Auf dem Gebiete der Elektrizität und der Luftschiffahrt haben wir zweifellos große Fortschritte gemacht, die beweisen, daß der Mensch der Herr der Schöpfung Gottes ist. Diese Erkenntnis können manche Menschen nicht gut vertragen, weil etwas vom Größenwahn der Menschheit angeboren ist. Wir brauchen nur ins praktische Leben hineinzusehen, um zu erkennen, daß die wenigsten Menschen mit dem Platze zufrieden sind, auf den der allmächtige Gott sie gestellt hat. Jeder will mehr sein, als er nach gesundem Urteil ist. Da sind nun einmal wieder Menschen auf den Gedanken gekommen, Menschen mehr oder weniger an die Stelle Gottes zu stellen. Die sogenannten Monisten verkünden ihre angeblich neue, in Wahrheit aber alte Weisheit, durch welche dem allmächtigen Gotte die Ehre genommen und sie mehr oder weniger den Menschen beigelegt wird. Andere wieder wollen Gott die Ehre geben, aber es ist ihnen ein unerträglicher Gedanke, daß wir Menschen eigentlich verlorenen Sünder sein sollen. Ihnen ist darum der Menschenerlöser, der Gottmensch Jesus Christus, ein Dorn im Auge, darum streichen sie aus der

Bibel alles, was ihnen der Würde der Menschen nach ihrem Urteil nicht zu entsprechen scheint, sie stempeln Jesus zu einem Geisteskranken und sehen trotzdem in ihm einen Helden, dem sie nacheifern.

Und geht es nicht uns allen ähnlich? Wenn es uns gut geht, wenn unsere Arbeit reichen Ertrag liefert, so daß wir immer mehr zu der Gewißheit kommen, daß es uns an irdischen Mitteln nicht fehlen wird, solange wir hier auf Erden leben und wenn wir uns dann auch noch gesund und kräftig fühlen, dann liegen die Gedanken an Gott uns meistens ziemlich fern. Alles andere ist und wichtiger als Gottes Wort. Wir haben keine Zeit täglich darin auch nur 5 Minuten zu lesen und wie oft kommt uns etwas dazwischen, so daß wir innerhalb 7 Tage noch nicht einmal die eine Stunde frei sind, den Gottesdienst zu besuchen. Im Grunde genommen ist es wohl das Gefühl des eigenen Werks, das uns in den Tagen des Glückes so wenig Zeit für Gott und sein Werk haben läßt. Wenn dann aber das Unglück über uns hereinbricht, wenn durch Krankheit uns Leiden unsere Ohnmacht uns zu Bewußtsein kommt, dann gewinnt Gott wieder größere Bedeutung in unseren Augen und wir beugen uns, wenn auch widerwillig, unter seine gewaltige Hand. Gesundes Christentum ist das nicht. Ein Christ soll ein Kind Gottes sein, das seinen Gott weder im Glück noch im Unglück ebensowenig vergißt, wie wir unsere Eltern vergeßen. Darum mahnt uns unsere heutige Epistel: : heiliget aber Gott, den Herrn, in eurem Herzen.

Heiliget Gott in eurem Herzen!

Das tun wir, wenn wir die Mahnungen befolgen:

1. übt Selbstzucht;
2. seid brüderlich,
3. fürchtet Gott und sonst niemand in der Welt.

Heiliget Gott in eurem Herzen. Das tun wir, wenn wir die Mahnungen befolgen: übt Selbstzucht. Was erwarten wir von dem irdischen Leben? Doch zunächst das, daß wir noch eine Reihe von Jahren an diesem Leben Anteil haben und dieses Leben im Glück und Sonnenschein dahinfließt. Aus diesem Grunde haben die Menschen zu aller Zeit nach der Kunst oder dem Mittelgesucht, das irdische Leben beliebig lange verlängern zu können. Dieses Verlangen hat sich in der Sage vom heiligen Gral verdichtet und dem Sehnen folgten im Mittelalter die Alchemisten bei ihrem Suchen nach dem

Stein der Weisen und das ist ja auch der Zweck unserer ganzen ärztlichen Kunst. Wir verstehen es wohl, daß der Wunsch das Mittel zu finden, wodurch wir unser Leben beliebig lange dauern lassen können, Menschen oft zu der Vermutung verleitet, dies Mittel gefunden zu haben. Und wird diese Vermutung ausgesprochen, dann findet sie im Herzen der anderen Menschen so sehr Widerhall, daß die Vermutung für viele zur Gewißheit wird. Je tiefer aber die ärztliche Wissenschaft in das Verständnis des menschlichen Organismus eindringt, umso deutlicher wird es ihr, daß wir Menschen nie die Macht haben werden, den menschliche Körper beliebig lange im irdischen Leben zu erhalten. Diese Macht werden Menschen nie haben, sie hat nur der Schöpfer, dem wir das Leben verdanken.

Wenn wir aber leben, so ist es damit noch nicht gesagt, daß wir auch gut leben. Oft gestaltet sich ja das Leben so, daß wir lieber auf das Leben verzichten, als das Leben im Elend weiter zu führen; darum ist nicht nur das unser Wunsch, daß wir leben, sondern daß wir auch gut leben. Aber die Gedanken der Menschen darüber, wann wir gut leben, sind weit voneinander verschieden. Der eine hält ein stilles Glück, der laute Vergnügungen für das gute Leben und je nach seinen Gedanken sucht er sein Leben zu gestalten. Er jagt dem Glücke nach, bis er es hat oder erkennt, daß er aus dem verkehrten Wege war. Unsere Epistel gibt uns Anweisung, wie wir das Glück erjagen, indem sie uns zunächst darauf hinweist, daß wir Selbstzucht üben müssen, denn wer leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge, daß sie nicht Böses rede und seine Lippen, daß sie nicht trügen.

Wir Menschen sind aufeinander angewiesen. Keiner kann ohne den anderen auskommen, denn keiner kann alle seine Bedürfnisse selbst befriedigen. Und dieser Verkehr unter den Menschen wird in erster Linie durch die Zunge und die Lippen bewerkstelligt, denn mit Worten verständigen wir uns untereinander. Ein Wort aber erscheint leicht als Schall, der sich schnell verflüchtigt. Wir sprechen und wenn uns niemand hört, dann verwehen unsere Worte im Winde und wir bedauern es nicht, weil das Sprechen uns keine Anstrengung macht. Und weil das Sprechen so leicht ist und die Worte so schnell verfliegen, deshalb legen wir leicht wenig Wert auf unsere Worte und doch welch großes Unheil ist schon durch ein flüchtiges Wort angerichtet. Wie mancher Mensch ist schon durch Schmeicheleien an Leib und Seele zu Grunde gerichtet! Wie mancher hat durch ein unbedachtes Wort Feindschaft geweckt, wodurch das ganze Lebensglück zerstört wurde. Darum

nennt Jakobus die Zunge: das unruhige Übel voll tödlichen Giftes und er vergleicht sie mit einem kleinen Feuer, das einen ganzen Wald anzuzünden vermag. Wer gute Tage sehen will, muß drum zunächst seine eigene Zunge straff im Zaume halten und nicht in erster Linie verlangen, daß der liebe Nächste seine Zunge bändige; denn wenn wir selbst unsere Zunge bändigen, trifft uns die Zungensünde des Nächsten nicht leicht. Aber wir sind gewöhnlich schnell damit bei der Hand, vom Nächsten etwas zu fordern als von uns selbst, weil wir dem lieben Ich gern alle Freiheit lassen. So angenehm es uns ist, ist es doch verkehrt. Wollen wir gute Tage sehen, kommen wir nicht darum weg, uns zunächst in Selbstzucht zu nehmen.

Und diese Selbstzucht bezieht sich nicht nur auf unsere Zunge, sondern auf die ganze Person. Unsere Epistel sagt darum weiter: wer leben will und gute Tage sehen, der wende sich vom Bösen und tue Gutes; er suche Frieden und jage ihm nach. Wir suchen aber Frieden und jagen ihm nach, wenn wir mit aller Kraft uns vom Bösen abwenden und Gutes tun. Wollen wir das, dann müssen wir wissen, was Gutes und Böses ist. Was ist gut, was ist böse? Für die Menschen, die sich selbst für Gott halten oder die es für unter der Menschenwürde halten, daß sie eines Erlösers aus Sündennacht bedürfen, die deshalb Christum auch nicht als ihren Erlöser anerkennen, für die ist natürlich alles das gut, was ihr Herz begehrt und alles das ist böse, was sie am Lebensgenuß hindert. Wollten sie aber nur etwas darüber nachdenken, so würden sie bald erkennen, daß solche Anschauung nicht der Wahrheit entsprechen kann, denn ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen. Das Gute kann nicht das Böse in sich tragen. Und doch wie oft müssen die Menschen die Erfahrung im praktischen Leben machen, daß das, wonach ihr Herz so dringend verlangte, sie das ganze Leben hindurch unglücklich macht. Wäre das wahrhaft gut, was unser Herz begehrt, dann müßten wir allemal das Glück finden, wo wir dem Begehren unseres Herzens folgen. Aber immer wieder müssen wir das erfahren, daß wir statt Glück Herzeleid und Kummer uns bereiten, wenn wir dem Drängen unseres Herzens folgen. Und diese Erfahrung muß uns lehren, daß wir woanders als in unserem Herzen Belehrung über Gut und Böse suchen müssen. Auch darin gilt es Selbstzucht zu üben.

Wir sind Christen, weil wir auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft sind. Gott kennen wir aus seinem heiligen Wort oder wir können ihn wenigstens daraus kennenlernen, wenn wir wollen. Und er sagt uns in seinem

Wort: Wer auf das Fleisch säet, wird vom Fleische das Verderben ernten. Dies Wort entspricht der Erfahrung des praktischen Lebens, also muß es wohl Wahrheit sein. Dann ist aber auch das andere Wort Wahrheit: Wer auf den Geist säet, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten. Der Geist belehrt uns über Gut und Böse, er erleuchtet uns, daß wir unsere Sündennacht und Gottes Heiligkeit erkennen und diese Erkenntnis führt uns zu der Gewißheit, daß nur das wahrhaft gut ist, was Gott in seinem Wort für gut erklärt, daß aber das alles böse ist, was Gott für böse erklärt. Wollen wir leben und gute Tage sehen, dann müssen wir uns im praktischen Leben von dem abwenden, was Gott für böse erklärt hat und das tun, was nach seinem Wort gut ist. Das wird uns zwar nicht leicht fallen, weil wir dabei oft gegen die Wünsche unseres Herzens handeln müssen, aber es gibt uns die Gewißheit, daß wir tatsächlich Gottes Kinder sind, die auf Leben und Seligkeit Anwartschaft haben.

Sind wir aber Kinder Gottes, dann dürfen wir nicht vergessen, daß Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und alle zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Nicht wir allein, sondern alle unsere Mitmenschen sollen darum Kinder Gottes sein. Darum muß ein und derselbe Sinn uns alle beseelen. Der Geist Gottes muß in uns dieselben Lebensanschauungen zum Durchbruch bringen, daß wir uns mit allen Christen als eine große Einheit fühlen, die regen Anteil nehmen an dem Geschehe des Nächsten, die fröhlich sind mit den Fröhlichen und auch weinen mit den Weinenden. Wenn wir drum sehen, daß unser Nächster irgendwie zu leiden hat, dann steht es uns als Christen nicht wohl an, daß wir kalt an ihm vorübergehen, sondern wir müssen vielmehr mitleidig ihm helfen und fördern in allen seinen Nöten. Wenn wir so freundlich dem Nächsten zur Seite treten, dann beweisen wir uns als Kinder Gottes. Solange die Menschen uns selbst so freundlich, so echt christlich kommen, so lange wird es uns meistens auch nicht schwer, echt brüderlich christlich an ihm zu handeln, sobald aber die Menschen uns zu nahe treten, daß sie uns Böses tun, dann gilt es die Probe zu bestehen, weil sich dann die angeborenen Rache regt, die nach dem Grundsatz handelt: Auge um Auge, Zahn um Zahn. In solchem Augenblick ist es von größter Bedeutung, daß wir daran denken, daß wir Kinder Gottes sind. Als Kinder Gottes wissen wir ja, daß wir täglich viel sündigen und deshalb wohl eitel Strafe verdienen, daß aber Gott barmherzig gegen uns ist und uns nicht für das Böse büßen läßt. Darum aber dürfen wir auch den Nächsten, der uns Böses tut, nicht dafür büßen lassen oder wohl gar Böses mit Bösem

vergelt, sondern wir müssen vielmehr Böses mit Gutem vergelten und segnen statt fluchen.

Vergelten wir Böses mit Bösem, so werfen wir uns zum Richter auf über den Nächsten, Gott aber sagt uns: richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Ob das wirklich Böses ist, was der Nächste uns zufügt, ist dadurch durchaus noch nicht als Wahrheit erwiesen, daß wir es als Böses empfinden. Manche Arznei schmeckt dem Kranken bitter und doch kann sie ihm wieder zur Gesundheit verhelfen. Manche Wahrheit schmeckt uns auch bitter, so daß wir sie als etwas Böses empfinden und doch könnte sie uns zum Heile werden, wenn wir sie beachten. Geschieht uns aber wirklich Unrecht, müssen wir tatsächlich Böses erleiden, so wird das Böse dadurch nicht besser, daß wir auch Böses tun. Gewiß liegt es der menschlichen Natur nahe, das Böse mit Bösem zu vergelten, aber wir sind Christen und drum auch Brüder in Christo dessen, der uns Böses tut, darum sollen wir brüderlich an ihm handeln und ihm alles Gute wünschen. Damit fordert Gott aber nicht von uns, daß wir uns alles Böse, das menschliche Bosheit uns zugebracht hat, einfach gefallen lassen sollen. Seinen Jüngern sagt der Herr: Wo euch Jemand nicht annehmen wird, noch eure Rede hören; so gehet heraus von demselbigen Hause oder Stadt und schüttelt den Staub von euren Füßen. Wer so sehr glaubt sein Christentum verleugnen zu dürfen, daß er dem Nächsten nur Böses zufügt, dem sollen wir nicht wieder Böses tun, aber alle Gemeinschaft mit ihm aufheben, denn wir dürfen nicht Genossen dessen sein, der unchristlich handelt, weil der Herr sagt: wer nicht mit mir ist, ist wider mich. Und selbst dadurch, daß wir die Gemeinschaft des Bösen meiden, können wir brüderlich an ihm handeln, denn vielleicht nimmt er dadurch Veranlassung sich dessen zu erinnern, daß ja auch er ein Kind Gottes sein sollte.

Wäre das Leben der Christen schon hier auf Erden eitel Glück, dann wäre es leicht ein Christ zu sein; aber wohl verspricht und Gott für die Ewigkeit das schönste Glück, die Seligkeit, aber solange wir hier auf Erden leben, stehen wir noch unter der Macht der Sünde und damit des Todes und seiner Vorboten, der mannigfachen Leiden und Schmerzen. Darum werden wir nicht vollständig frei vom Leid sein, solange wir hier auf Erden leben. Ist das aber ein Leid um der Gerechtigkeit willen, so sind wir deshalb doch selig; denn wohl schmerzt und der Schmerz, aber wir wissen, wir stehen unter dem Schutze des allmächtigen Gottes, dem niemand mit Erfolg trotzen kann. Bisweilen sieht es ja so aus, als ob wir allen Grund hätten uns vor dem

Drohen und Schelten der Menschen zu fürchten und je weniger wir uns dessen bewußt sind, daß wir Gottes Kinder sind, umso ängstlicher werden wir dann auch, je besser wir aber den allmächtigen Gott als unseren Vater erkannt haben, umso weniger fürchten wir uns vor den Menschen; denn als Christen wissen wir, was unsere Epistel mit den Worten ausspricht: die Augen des Herrn merken auf die Gerechten, und seine Ohren auf ihr Gebet; das Angesicht aber des Herrn steht wider die, die Böses tun, mit anderen Worten: unserem himmlischen Vater ist nichts verborgen. Er sieht es, wenn wir als Christen leben und sieht auch die Werke der Bösen und er ist der allmächtige Richter, der gerecht richtet und jedem gibt, nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei gut oder böse. Darum heiligt Gott in eurem Herzen. Amen.

Predigt von Pfarrer Wilhelm Schleiffer

(5. p. Trinitatis)

1. Petrus 3, 8 - 15. (Variante)

Das Evangelium des heutigen Sonntages schildert uns in dem Fischfang des Petrus wie das Wort des Herrn direkt in das praktische Leben der Menschen eingreift. Petrus hatte mit seinen Genossen die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen. Trotzdem fuhr er am hellen Tage hinaus auf die Höhe des Sees Genesareth, um dort entgegen aller Fischerregel das Netz auszuwerfen. Er tat es, weil Jesus, der Zimmermannssohn, es ihm geboten hatte. Würden wir heute noch es dem Petrus auch gleich tun? Ich meine wohl mancher würde den Zimmermannssohn auslachen und ihm sagen: Schuster bleib bei deinen Leisten. Davon verstehst du nichts. Das muß ich besser wissen, denn das ist mein Beruf. Und nach den Sätzen der Weltweisheit hätte der Mensch Recht, der so zu Jesus sprechen würde. Die eigene Weisheit würde ihn dann aber um den aufsehenerregendsten Fischfang gebracht haben, den Petrus tat, weil er dem Worte des Herrn folgte.

Aus diesem Evangelium können wir lernen, daß Gottes Wort auch in unser irdisches Leben eingreifen soll, daß wir nicht nur im Gotteshause vorübergehen und um Gottes Wort kümmern sollen, sondern daß wir bei allem, was wir da draußen im Leben tun uns fragen müssen: gibt es nicht ein Gottes Wort, das die Richtlinien gibt, nach denen ich mich bei dieser Arbeit richten muß, um sie zum guten Ende zu bringen und den Segen Gottes zu erlangen? Wenn heutzutage immer mehr darüber geklagt wird, daß sich so viele Menschen nur so wenig um die Kirche kümmern und ihr fern bleiben, so hat das wohl hauptsächlich seinen Grund darin, daß sie meinen, das Wort Gottes hätte mit ihrem praktischen Leben nichts zu tun. Und auf solche Gedanken kommen sie, weil wohl viel über die Religion klug geredet wird und jeder seine Meinung für die unfehlbar richtige hält, geradeso wie bei Gesprächen über Politik und andere Dinge, weil aber die Menschen nur sehr spärlich sind, die anderen das Wort Gottes vorleben, die es so machen wie Petrus, der sich nach des Herrn Wort bei seiner Arbeit richtete, obwohl es gegen seine eigene Weisheit ging.

Vergegenwärtigen wir uns doch einmal unser Volksleben, da sehen wir auf den 1. Blick, daß Gottes Wort nur wenig in ihm beachtet wird. Denken wir an das 6. Gebot. Hoch und Niedrig hat es einst in der Schule auswendig gelernt, wollen wir aber Menschen finden, welche dieses Gebot in seiner ganzen Strenge für sich als Richtschnur gelten lassen, nach der sie leben, so müssen wir suchen in allen Schichten der Bevölkerung, geradesogut bei denen, die am höchsten stehen, wie bei denen, die am niedrigsten stehen. Und denken wir an das 7. Gebot. Das Mein und Dein können vollständig nur wenig Menschen auseinanderhalten. Alle Augenblicke lesen wir von großen Unterschlagungen und Betrügereien und viel häufiger sind die ganz kleinen Übertretungen dieses Gebotes, die als solche für gewöhnlich noch nicht einmal beachtet werden. Und mit dem ganzen übrigen Gotteswort geht es ebenso. Es wird klug darüber geredet, aber es wird nicht getan.

Deshalb ruft uns unsere heutige Epistel mit heiligem Ernste zu: Heiliget aber Gott den Herrn in eurem Herzen! Und diese Mahnung sei auch die Überschrift unserer heutigen Betrachtung:

Heiliget aber Gott den Herrn in eurem Herzen!

1. Hierzu sind wir verpflichtet, weil Gott der Richter ist;
2. das geschieht, wenn wir brüderlich gesinnt sind.
3. Darum kümmert uns das Leiden um Gerechtigkeit nicht.

Heiliget aber Gott den Herrn in eurem Herzen! 1. Hierzu sind wir verpflichtet, weil Gott der Richter ist; das geschieht, wenn wir brüderlich gesinnt sind. Der Gegensatz, der zwischen den klugen Worten so vieler Menschen über Religion und religiöse Dinge und ihrem religionslosen praktischen Leben besteht, erklärt sich daraus, daß sie wohl mit den Lippen und dem Verstande die christlichen Lehren erfaßt haben, daß aber das Wort Gottes noch nicht in ihr Herz eingedrungen ist. Das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf, urteilt Gott selbst nach der Sündflut. Und aus dem Herzen kommen arge Gedanken, die sich dann in böse Worte oder böse Taten umsetzen; solange das Herz also nicht anders geworden ist, darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn ein solcher Gegensatz zwischen den Worten und dem Wandel der Menschen besteht. Deshalb wendet sich Petrus in unserer Epistel auch an unser Herz. Heiliget aber Gott den Herrn in eurem Herzen. Das innerste Wesen des Menschen muß die rechte Stellung zu Gott

haben, wenn er recht um uns stehen soll. Darum fordert Gott auch von uns im Grunde genommen nichts anderes als unser Herz: gib mir mein Sohn dein Herz. Und wenn wir dieser Forderung nachkommen, dann erfüllt uns ein neuer Sinn, der das Leben nicht mehr vom Standpunkte der Selbstsucht oder des Egoismus beurteilt, sondern der sich selbst nur als ein Kind Gottes erkennt unter vielen.

Wenn wir dem Herrn das Herz geben, dann beugen wir uns unter seine gewaltige Hand und hören auf seine Offenbarung. Und diese Offenbarung zeigt uns das Schicksal der Menschen, die nach Gottes Ebenbilde geschaffen sich ausschloßen aus seiner Gemeinschaft, weil sie Gottes heiligen Willen nicht als für sich gültig anerkennen wollten. Und als sie endlich erkannten, was sie verloren hatten, als sie sich aus der Gemeinschaft Gottes ausschloßen, da war es für sie zu spät wieder umzukehren, weil die Sünde zu mächtig in ihnen herrschte und sie nicht wieder freigab. Noch heute fühlen wir diese Macht der Sünde, wenn wir uns entschließen ernstlich gegen sie anzukämpfen. Ehe wir uns versehen, fallen wir ihr wieder anheim, so daß wir auch mit Paulus seufzen müßen: ich elender Mensch, wer wird mich erretten von dem Leibe dieses Todes. Ein Mensch kann es nicht: kann doch ein Bruder Niemand erlösen, noch Gott Jemand versöhnen, denn es kostet zuviel ihre Seele zu erlösen, daß er es muß lassen ausstehen ewiglich.

Gottes Wort offenbart uns dann aber weiter, daß Gott uns liebt und nicht will, daß ein Sünder verloren gehe; und daß er darum seinen eingeborenen Sohn in diese Welt gesandt hat, daß er als unser Bruder für uns die Sündenschuld büßte. Und wir wissen, daß Jesus den Erlösertod für uns erlitten hat und nun jeder von uns ein Kind Gottes werden kann, wenn er in Glauben mit ihm eins wird. Solch einswerden mit Jesus macht aber alle, die an ihn glauben zu Brüdern, die gegeneinander brüderlich gesinnt sind.

Und diese brüderliche Gesinnung wird zunächst darin offenbar, daß alle, die sich mit Recht Christen nennen, untereinander gleichgesinnt sind. Christi Sinn ist es ja, der sie zu Christen macht und darum müßen sie alle gleichgesinnt sein, wenn sie Christen sein wollen. Und dieser einerlei Sinn, der alle Christen beherrscht, ist der heilige Wille Gottes, den er uns im Gesetz und Evangelium offenbart hat. Diesen heiligen Willen müßen wir in unserem praktischen Leben betätigen. Bei allen, was wir denken, reden und tun, müßen wir nach dem heiligen Willen unseres Gottes uns richten, daß wir ihn erfüllen, sonst dürfen wir uns nicht mit den anderen Christen als Brüder in

Christo zusammenschließen. Und gerade das Bewußtsein, daß wir alle Brüder in Christo sind, erleichtert uns oft dies irdische Leben, weil wir wissen, daß andere an unserem Leiden Anteil nehmen, wie wir mit ihnen leiden. Gerade auf einem längeren Krankenlager empfinden wir so recht den Trost, den Gott uns im Mitleid der Brüder gibt. Wenn die Zeit so langsam dahinschleicht, wenn wir oft von Schmerzen gequält uns von Gott und der Welt verlassen fühlen, dann ist es uns ein milder Trost, wenn Brüder in Christo uns zeigen, daß unser Leid ihnen nicht gleichgültig ist.

Und die brüderliche Gesinnung zwingt uns zur Barmherzigkeit gegen andere. Seid barmherzig wie auch euer Vater barmherzig ist, mahnt uns der Herr. Als Christen können wir nicht lieblose Richter über die Fehler des Nächsten sein, weil wir ja selbst so unendlich viel Vergebung und Barmherzigkeit nötig haben. Statt den Nächsten zu richten und zu verdammen, suchen wir vielmehr freundlich mit ihm immer bessere Christen zu werden. Deshalb aber muß es uns unmöglich sein, Böses mit Bösem oder Scheltwort mit Scheltwort zu vergelten. Der Schalksknecht brachte es nicht über sein Herz, seinem Mitknecht eine geringe Schuld zu schenken, trotzdem ihm selbst kurz zuvor eine viel größere Schuld geschenkt war. Wir würden auch solche Schalksknechte sein, wenn wir das Böse nicht vergeben könnten, das andere uns zugefügt haben oder wenn wir nicht eher ruhen, bis wir dem vergolten haben mit gleicher Münze, der vielleicht einmal ein Scheltwort gegen uns ausgesprochen hat. Sondern dagegen segnet, heißt es in unserer Epistel. Trotz unserer Sünde haben wir ja Vergebung, Barmherzigkeit und Liebe in reichem Maße von unserem Gotte empfangen. Und viel unverdiente Gnade muß uns zwingen, dem Nächsten zu wünschen, daß Gott auch ihm alle Übeltaten vergeben möge, damit auch er trotz seiner Sünden ein Kind Gottes sein und bleiben möge. Auf die Offenbarung der Kindschaft Gottes an uns und unseren Brüdern in Christo muß stets unser Blick gerichtet sein. Und alles, was uns und unseren Brüdern hilft, dies Ziel zu erreichen, das müssen wir in diesem irdischen Leben tun. Deshalb dürfen wir auch dem Nächsten nicht fluchen, sondern vielmehr ihm vergeben und segnen. Wenn wir das tun, dann heiligen wir Gott, den Herrn, in unserem Herzen.

Und dazu sind wir verpflichtet, weil Gott der Richter ist. Gott ist der Richter, neben dem es keinen anderen gibt, der einst über Lebende und Tote ein Urteil fällen wird, das ewig bestehen bleibt. Zwar heißt es in unserer Epistel, daß wir dazu berufen sind, daß wir den Segen beerben, nämlich den Segen

Gottes, durch den wir Kinder Gottes werden. Aber die Berufung allein führt uns noch nicht zum Ziele. Durch die heilige Taufe sind wir zunächst zum Reiche Gottes berufen, aber ob wir die Taufgnade uns bewahrt haben oder ihrer wieder verlustig gegangen sind, darüber wird der ewige Richter am jüngsten Tage urteilen. Und bei seinem Urteil läßt er sich dadurch bestimmen, was wir im irdischen Leben gedacht, geredet und getan haben. Sagt doch der Herr: Ich sage euch aber, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben. Diese Offenbarung des Herrn gibt uns indirekt die Bestätigung des Wortes, das Petrus in unserer heutigen Epistel geschrieben hat: die Augen des Herrn sehen auf die Gerechten und seine Ohren auf ihr Gebet; das Angesicht aber des Herrn siehet auf die, so Böses tun.

Gott ist der allwissende Gott, vor dem nichts verborgen bleibt. Er sieht auf uns, wenn wir gerecht leben, wenn wir bei allem, was wir tun nach seinem heiligen Willen fragen, er sieht auch auf uns, wenn wir uns um seine Gebote nicht kümmern, sondern dem Widersacher folgen, der in unserem Herzen die böse Lust weckt, daß sie uns die Sünde in schönen verlockenden Farmen vorspiegelt, der aus den Nächsten zu uns spricht, die mit Witzen und Spottreden alle unsere Bedenken zu überwinden suchen, damit wir ihnen folgen und Genossen ihrer Sünden werden. Gott sieht und hört das alles und wenn es auch noch so dunkel ist und wenn wir auch glauben nur unter uns zu sein. Gott ist allgegenwärtig und er sieht unsere Werke nicht so, wie wir wohl sehen, daß andere Menschen sich der Sünde ergeben wollen und wir lassen sie ruhig ihrer Wege gehen und tun später, als ob nichts geschehen wäre, etwa nach dem Worte des Kain: „soll ich meines Bruders Hüter sein?“ Nein, er sieht unsere Werke, er hört unsere Worte als der eifrige Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins 3. Und 4. Glied, der aber auch Liebe zu Gott und zum Nächsten vergilt bis ins 1000. Glied.

Schon im irdischen Leben können wir etwas von der strafenden oder segnenden Tätigkeit Gottes erfahren. Darum heißt es in unserer Epistel: wer leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge, daß sie nicht Böses rede, und deine Lippen, daß sie nicht trügen. Er wende sich vom Böden und tue Gutes; er suche Frieden und jage ihm nach. Die Sünden gegen das 7. Gebot sind es, vor denen Petrus hier zunächst warnt, weil sie uns schon hier auf Erden schlecht Tage bereiten. Diese Erkenntnis ist uns nichts neues. Wir brauchen nur auf das praktische Leben zu sehen, um zu erkennen,

wie die Zunge, dies unruhige Übel, Feindschaft zwischen den Menschen hervorruft, daß sie jahrelang, ja oft fast ihr ganzes Leben hindurch in Haß und Streit leben, die einander in Liebe helfen sollten. Und durch solch böse Worte vernichten sie sich selbst alle Freude an diesem kurzen irdischen Leben. So klein die Zunge ist, so großes Unheil kann sie anrichten, so sehr kann sie dem Menschen das Leben verbittern. Und die Gefahr ist doppelt groß, weil ein Wort ja nur ein Hauch ist, der schnell verweht. Da wird manch unbedachtes Wort gesprochen, das vielleicht nur die Zeit etwas kürzen soll. Und wenn man schon längst nicht mehr an das Wort denkt, treten uns plötzlich seine Wirkungen entgegen. Wir müssen erkennen, daß wir den guten Ruf des Nächsten angegriffen haben mit unserem unbedachten Worte und diese Erkenntnis und die Folgen unserer Unbedachtsamkeit, sie trüben uns selbst unsere Lebensfreude.

Von gleicher Wirkung sind aber auch die Übertretungen aller anderen Gebote; darum mahnt Petrus einen jeden: er wende sich vom Bösen und tue Gutes. Das Böse ist alles das, was sich mit dem heiligen Willen Gottes nicht verträgt. Das müssen wir meiden, wenn es uns schon hier auf Erden gut gehen soll. Aber würde das wirklich uns gute Tage bringen? Das Leben zeigt uns doch, daß es eine Macht gibt, die nichts von Gott wissen will. Und sie scheint oft stärker zu sein als Gott, denn gottloses Wesen macht sich überall breit und tritt viel mehr an die Öffentlichkeit als gottseliges Wesen. Sollte es da wirklich nicht vorteilhafter für uns sein, dem Widersacher zu folgen statt Gott? Mag das gottlose Wesen auch noch so sehr an die Öffentlichkeit treten, wirkliches Glück, inneren Frieden kann es uns nicht bieten; den finden wir nur, wenn wir unserem Schöpfer folgen, wenn wir das Gute tun auch da, wo das Böse die Oberhand hat. Und dabei brauchen wir uns vor nichts und vor Niemand zu fürchten. Mächtiger als der mächtigste Feind Gottes ist der allmächtige Gott, unter dessen Schutze wir stehen, wenn wir uns vom Bösen abwenden und das Gute tun. Darum heißt es in unserer Epistel: „fürchtet euch aber vor ihrem Trotzen nicht und erschrecket nicht. Wer ist, der euch schaden könnte, so ihr dem Guten nachkommet?“ Und die Antwort lautet natürlich: Niemand! Niemand kann uns schaden, solange wir unter des allmächtigen Gottes Schutze stehen, weil wir ihn heiligen in unseren Herzen.

Freilich muß unser Glaube fest und tief gegründet sein, wenn wir in dieser Gewißheit nie wankend werden sollen und wir dürfen nicht mit dem Blick auf die Oberfläche uns genügen, sondern müssen in die Tiefe dringen. Petrus

sagt uns ja nicht, daß es auch in den äußerlichen Dingen stets gut gehen würde, wenn wir Gott in unserem Herzen heiligen; dem würde das Leben aufs deutlichste widersprechen, denn wir kämpfen ja gegen den Widersacher, wenn wir Gott heiligen in unseren Herzen und er ruht darum nicht und sucht uns Leiden zu bereiten, ja es sieht oft aus, als ob die frommen Menschen weniger gute Tage hätten als die Gottlosen. Darin aber führt uns Petrus zur rechten Erkenntnis, wenn er schreibt: und ob ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen, so seid ihr doch selig.

Der Christ sieht nicht auf den äußeren Schein, sondern auf das innere Sein. Äußerlich freilich gestaltet sich das Leben so vieler Menschen glänzend, so daß es scheint, als ob sie ein wirklich glückliches Leben führten, als ob sie zu beneiden seien, aber alle Welt weiß, daß das oft nur Schein ist, deshalb redet sie von einem glänzenden Elend. Bedauernswert sind solche Menschen, die mit allen Fasern ihres Herzens an dem glänzenden Scheine hängen und doch innerlich kreuzunglücklich sind. Gerade das Gegenteil von ihnen sind die Christen, deren äußere Lage sehr schlecht ist, die von Unglück und Leiden heimgesucht werden, die von Niemand beneidet, sondern von allen nur bedauert werden, die aber trotz ihres äußeren Elendes beneidenswert sind, weil sie den rechten Frieden im Herzen haben, der sie all das Mißgeschick geduldig ertragen läßt, weil sie sich als Kinder Gottes wissen, die es dafür halten, daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sei, die an ihnen soll offenbart werden. Sie haben Verständnis für das Wort des Dichters: Es kann ein Christ bei Herzenspein in Freud und Wonne leben.

Wer sich so eng mit Gott verbunden weiß, daß er schon in diesem Leben den Vorgeschmack der Seligkeit in seinem Herzen spürt, wer den Frieden Gottes in seinem Herzen schmeckt, der wird sich nie daran hindern lassen, Gott zu heiligen in seinem Herzen durch etwaige Leiden, die ihn um der Gerechtigkeit willen treffen; vielmehr er ist freudig in dem Bewußtsein: es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat ersehen und was mir selig ist. Amen.

Predigt von Pfarrer Wilhelm Schleiffer

(Exaudi)

1. Petrus 4, 8 - 11.

Zwischen Himmelfahrt und Pfingsten stehen wir jetzt. Vor den Augen der Jünger ist Jesus am Himmelfahrtstage vom Oelberg aus aufgefahnen gen Himmel. Mit ihren eigenen Augen haben die Jünger da gesehen, was sie sonst nicht so leicht geglaubt hätten. Es ist ja doch dem Menschenverstande durchaus nicht selbstverständlich, daß ein Mensch ohne jegliches Hilfsmittel plötzlich von der Erde aufgehoben wird und in die Lüfte entschwebt. Freilich wußten die Jünger, daß sie sich nicht täuschten, als sie die Himmelfahrt des Herrn sahen, denn daß ihm nichts unmöglich war, stand ihnen zweifellos fest seit seiner Auferstehung. Die Auferstehung von den Toten ist ja auch etwas, das Menschen nicht so leicht als Wahrheit anerkennen, trotzdem sie selbst davon überzeugt sind, daß sie auch einst von den Toten auferstehen werden. Darüber aber, daß Jesus von den Toten auferstanden ist, bestand für die Jünger kein Zweifel, denn er hatte sich ihnen gezeigt, mit ihnen gesprochen, gegessen und getrunken, so daß selbst der Zweifler Thomas zu der festen Überzeugung kam, daß Jesus tatsächlich von den Toten auferstanden ist. Und daß das Leben des Auferstandenen ein ganz anderes Leben ist als unser irdisches Leben, hatten die Jünger auch zur Genüge erfahren. So, wenn der Herr plötzlich sichtbar unter sie trat, obwohl sie hinter verschlossenen Türen versammelt waren, keine Mauer, keine verschlossene Tür konnte ihn hindern dahin zu gehen, wohin er wollte. All die irdischen Schranken, die uns hier auf der Erde fesseln, bestanden für ihn nicht mehr und darum war es sicher auch in den Augen der Jünger nichts Ungeheuerliches, daß Jesus ohne alle Hilfsmittel vor ihren Augen in die Lüfte emporschwebte. Natürlich war ihnen das aber auch nichts Selbstverständliches, so daß sie sich nicht weiter darum gekümmert hätten. Es war ihnen vielmehr wieder ein neuer Einblick in das Leben jenseits des Todes, weshalb sie aufs äußerste gespannt den Herrn mit ihren Augen verfolgten soweit es ging, damit sie nichts versäumten, was ihnen noch etwa offenbart werden sollte, bis die Engel ihnen verkündeten, daß dort droben erst am jüngsten Tage der Herr wieder sichtbar

werden würde. Da erst gingen sie fort.

Als sie sich dann aber allein wußten, da überlegten sie sich ganz genau, was sie zu tun hatten. Nicht ihrem Herzen, sondern den Worten des Herrn folgten sie. Ihr Herz hätte sie wohl veranlaßt, Jerusalem zu verlassen, die Stadt in der sie so viel Furcht und Angst ausgestanden hatten, und in ihre irdische Heimat zurückzukehren zu ihren Familien und ihrem Berufe, aber der Herr, der auferstanden und gen Himmel gefahren war, der hatte ihnen geboten, solange in Jerusalem zu bleiben, bis sie mit dem heiligen Geiste und mit Feuer getauft wären. Und diesem Befehle waren sie gehorsam. Sie blieben in Jerusalem und warteten geduldig auf die Gabe, die ihr Herr und Meister ihnen versprochen hatte. Welch schöne Tage müssen das für die Jünger gewesen sein. Ihre Trauer war in Freude verwandelt, sie wußten sich als Jünger des Herrn, der selbst den Tod besiegt hatte und dann vor ihren Augen gen Himmel aufgefahren war. Und waren dessen gewiß, daß er ihnen nun noch den Tröster senden werde, der sie in alle Wahrheit leiten sollte. Darum gaben sie sich ganz dem Herrn hin, daß sie nichts anderes sein wollten als seine Diener, die nur seine Befehle in diesem irdischen Leben auszuführen hatten. As war ganz im Sinne des Herrn und dasselbe fordert der Herr auch heute noch von denen, die seine Jünger sein wollen. Darum ruft uns unsere heutige Epistel die Mahnung zu:

Lebt als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes!

Aus unserer Epistel hören wir, daß wir dann gute Haushalter sind, wenn wir nicht vergessen:

1. von wem uns alles kommt; und
2. wozu wir alles empfangen haben.

Lebt als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes! Aus unserer Epistel hören wir, daß wir gute Haushalter sind, wenn wir 1. nicht vergessen, von wem uns alles kommt. Daß wir all das, was wir unser eigen zu nennen pflegen, nicht uns selbst verdanken, sagen uns offen die Worte unserer Epistel: dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. Daß wir alles empfangen haben, was wir unser eigen nennen, das beweist uns auch das praktische Leben. Kein einziger von uns hat auch nur das Geringste mit in diese Welt gebracht. Alles was wir unser eigen nennen, war schon vollständig oder doch

in seinen Anfängen hier. Wir haben nur das übernommen, was andere für uns bereiteten. Wir mögen nehmen, was wir wollen, alles haben wir empfangen. Sind es irdisch-vergängliche Güter, die wir hier verwalten, wir haben sie nicht geschaffen, sondern ererbt oder durch unsere Arbeit erworben. Aber wenn wir arbeiten, benutzen wir doch nur Kräfte, die wir selbst uns nicht geschaffen, sondern die wir empfangen haben. Wohl steigern sich die Kräfte des Körpers und des Geistes, wenn wir sie treu gebrauchen, aber wo keine Kräfte des Körpers oder des Geistes sind, da kann sie auch kein Mensch herbeischaffen. Das sehen wir ganz deutlich im praktischen Leben. Wie manchem Menschen sind große Mengen des irdischen Reichtums geschenkt, aber ihm fehlen die Kräfte des Körpers oder des Geistes. Und all sein Reichtum, all sein Streben ist nicht im Stande, Kräfte des Körpers heranzuschaffen, wenn die ihm geschenkten Kräfte zusammenbrechen, sonst würde ganz gewiß mancher reiche Mensch nicht so früh schon sterben. Und wo es gilt, die Kräfte des Geistes zu messen, da kann man sie wohl durch treue Arbeit in gewissen Grenzen steigern, aber alle anderen Reichtümer und Mittel helfen nicht, wer keine besonderen Geisteskräfte hat, kann sich auch keine schaffen.

Uns selbst verdanken wir nicht das, was wir im irdischen Leben unser eigen nennen, wem denn? Doch zweifellos keinem anderen als dem Schöpfer, dem wir unser Leben verdanken. Der uns geschaffen hat, uns die Kräfte des Körpers und des Geistes in ihren Anfängen gegeben, die sich durch unsere Arbeit zu ihrer vollen Blüte entwickeln sollen. Der uns geschaffen, hat uns die Eltern bestimmt, nicht wir selbst, damit wir auf der Grundlage im praktischen Leben weiter arbeiten sollen, die uns durch sie geschaffen ist. Der Endgrund alles dessen, das wir besitzen, liegt in dem Schöpfer, dem wir selbst unser Leben verdanken, sein ist drum alles das, was wir unser eigen nennen. Und wir sind nur seine Haushalter. Das wird uns noch klarer, wenn wir an unseren irdischen Tod denken. Und wenn einem Menschen die ganze Erde gehörte, so daß er sie nach menschlichen Begriffen sein eigen nennen könnte, so gehört ihm doch auch nicht der geringste Strohhalm mehr, sobald er stirbt. Am deutlichsten wird uns das wohl beim Tode eines irdischen Königs, da heißt es: der König ist tot, es lebe der König! Sobald der eine die Augen geschlossen hat, tritt der andere an seine Stelle.

Haushalter sind wir, das dürfen wir nicht vergessen, wenn wir gute Haushalter sein wollen. Sind wir aber Haushalter, so haben wir das irdische Gut

im Sinne des Besitzers, des ewigen Gottes, zu verwalten. Bei all unserem Wirken und Schaffen müssen wir uns nach dem heiligen Willen Gottes richten und in seinem Auftrage handeln. So Jemand redet, daß er es rede als Gottes Wort, heißt es in unserer Epistel. Es ist da nichts von bestimmten Reden gesagt, daß vielleicht nur Predigten gemeint wären, nein, alles Reden ist gemeint. Jedes Wort, das wir sprechen, sollen wir als Gottes Wort sprechen, das soll heißen, daß wir bei all unserem Reden stets uns dessen bewußt sind, daß wir die Fähigkeit zu reden von Gott haben und daß wir deshalb auch keine Worte machen dürfen, die mit seinem heiligen Willen nicht übereinstimmen. Worte sind so leicht ausgesprochen und deshalb denken sich viele Menschen nichts dabei, wenn sie reden; so schnell das Wort verklungen ist, so wenig Wert messen sie ihm zu. Aber auch unsere Worte sind Ewigkeitssaat, auch sie bleiben dem allwissenden Gotte nicht verborgen. Darum weist der Herr bei der Auslegung des 5. Gebotes in der Bergpredigt gerade auf die Wortsünden hin und betont, daß sie ebensogut Übertretungen der heiligen Gebote Gottes sind, wie alle anderen Sünden auch. Wenn wir Christen das immer bedächten, dann würden wir uns sicher mehr von allem leichtfertigen Schwätzen fernhalten.

Weiter mahnt uns unsere Epistel: so Jemand ein Amt hat, daß er es tue aus dem Vermögen, das Gott darreicht. Der allmächtige Gott hat uns auf den Platz gestellt, auf dem wir stehen. Er stellt uns die Aufgaben, die wir im irdischen Leben erfüllen sollen und gibt und die Kraft sie auch zu erfüllen. Er stellt aber nicht nur Aufgaben und gibt nicht nur Kräfte, sondern er fordert auch Früchte: wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert. Darum müssen wir uns hüten die Kräfte, die Gott uns zur Erfüllung unserer Pflichten gegeben hat, in Nichtigkeiten zu verzetteln und zu vergeuden. Wir dürfen es nie vergessen, daß es göttliche Kraft ist, die uns gegeben ist zur Erfüllung irdischer Aufgaben, die wieder unsere Ewigkeit vorbereiten. Darum dürfen wir sie nicht im Dienste der Sünde aufbrauchen, sondern müssen sie im Dienste Gottes verzehren, damit wir einst würdig erfunden werden, in der Gemeinschaft des lebendigen Gottes zu leben.

Es ist schwer, bei allem, was man im irdischen Leben denkt, redet und tut, sich stets das vor Augen zu halten, daß man alles von Gott empfangen hat und es deshalb auch im Dienste Gottes verwenden muß. Die Gaben des allmächtigen Gottes sind ja so mächtig und reich, daß wir uns von ihrem Reichtum oft blenden lassen und über der Gabe den Geber vergessen. Auch

dieser unserer Schwachheit will der gnädige Gott entgegenkommen. Darum gibt er uns nicht nur die Kräfte und überläßt es uns dann allein, wie wir uns in diesem irdischen Leben zurechtfinden wollen, sondern er ruft uns immer wieder, um uns den rechten Weg durch die irdische Leben zu führen. Zu dem Zwecke hat er seinen heiligen Geist über seine, daß er uns immer wieder zu Gott führe Jünger ausgegossen, daß er uns immer wieder zu Gott führe und wir von ihm Wahrheit erführen. Und von ihm erfahren wir Wahrheit, wenn wir im Gebet uns ihm nahen. Das Gebet ist das Gespräch des Herzens mit Gott. Zwei Menschen, die geistig eng miteinander verbunden sind, verstehen sich in manchen Augenblicken des Lebens, wenn sie zusammen sind, auch ohne daß sie ein Wort reden. Wollen wir mit Gott als seine Kinder reden, dann brauchen wir auch kein Wort mit unseren Lippen zu sprechen, der Vater versteht uns doch, wenn nur das Herz mit ihm spricht. Andererseits aber dürfen wir uns nicht einbilden, daß der allmächtige Gott auf uns hört, wenn wir nur mit den Lippen plappern, während unsere Gedanken ganz woanders sind und unser Herz nichts von den Worten unserer Lippen weiß. Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden, denn sie meinen, sie werden erhöret, wenn sie viele Worte machen, sagt der Herr seinen Jüngern. Nicht auf das Wortemachen kommt es beim Beten an, sondern darauf, daß wir mit ganzem Gemüt und mit ganzer Seele beim Herrn sind. Das ist uns aber nur dann möglich, wenn wir nicht durch irdische Genüße beschwert sind, darum beginnt unsere Epistel: so seid nun mäßig und nüchtern zum Gebet. Wer nicht mäßig und nüchtern ist, kann nicht recht beten und wer nicht betet, hat vergessen, von wem er alles empfangen hat, das er selbst hat und ist. Wer das aber vergessen hat, ist auch kein treuer Haushalter der mancherlei Gnade Gottes, die der gnädige Gott ihm geschenkt hat. Wollen wir Christen sein, dürfen wir es nicht vergessen, daß wir von Gott, durch Gott und zu Gott sind.

Darum aber müssen wir alles, was wir sind und was wir haben, im Dienste Gottes und nach seinem Willen gebrauchen. Was sollen wir anfangen im praktischen Leben mit all den Gaben, die Gott uns anvertraut hat? Wozu haben wir alles empfangen? Vor allen Dingen aber habt untereinander eine inbrünstige Liebe, heißt es in unserer Epistel. Wollen wir diese Mahnung recht verstehen, dann müssen wir daneben die Mahnung des Johannes beachten: Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist. So Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Mit dieser Welt sind nicht nur vergängliche Dinge gemeint, sondern auch die Menschen, die sich

eins fühlen mit den vergänglichen Dingen, deren Herz an Irdisch-Vergänglichem und nicht am Ewigen hängt. Mit ihnen dürfen wir uns in Liebe nicht eins fühlen, denn wer die Welt lieb hat, in dem ist nicht die göttliche Liebe. Und zur göttlichen Liebe ruft uns unsere Epistel auf, also gilt die Mahnung, daß wir inbrünstige Liebe untereinander haben sollen, nur für die, die sich als Kinder Gottes wissen und darum Brüder und Schwestern in Christo sind. Für sie allein hat ja auch die Forderung der Liebe rechten Grund. Dem Menschenherzen ist die Selbstsucht angeboren, die von Nächstenliebe nichts weiß. Gott hat aber in Christo den Menschen eine solch große Liebe erwiesen, wie wir sie uns nicht größer denken können, denn nicht nur hat er sich selbstlos seiner göttlichen Gestalt entäußert und in Jesus von Nazareth Menschengestalt angenommen, sondern er, der Sündlose, hat sich sogar für uns Sünder in den Tod gegeben, damit wir die Sündenschuld nicht zu büßen brauchten. Wer dieser Liebe gewiß geworden ist, der muß Gott und alle, die sich als Erlöste in Christo fühlen, von ganzem Herzen lieben.

Freilich wenn wir uns auch als Erlöste in Christo wissen, so ist damit noch längst nicht gesagt, daß wir nun ohne Sünde sind. Was wir gesündigt, deckt Christi Blut zu, aber die Sünde bleibt mächtig in uns und in unseren Mitmenschen. Das dürfen wir auch nicht vergessen. Denn werden wir auch nicht Splitterrichter, die so tun, als ob sie selbst sündlos wären und am Nächsten die einzelnen Sünden aufsuchen, um ihm zu zeigen, daß er noch Sünder ist. Gewiß kann das auch ein Liebesdienst sein, den wir dem Nächsten erweisen, wir sollen ihn uns sogar gegenseitig erweisen, damit wir vor geistigem Hochmut bewahrt werden, das aber soll uns nicht verleiten, uns zu Richter über den Nächsten aufzuwerfen, sondern wir müssen stets auch das bedenken, daß die Liebe auch der Sünden Menge deckt. Wenn wir so die Gabe der Liebe gebrauchen, dann werden wir mit den Sündern, die Kinder Gottes sein wollen, in der Kraft des Herrn dem ewigen Ziele entgegengehen, das uns allen gesteckt ist. Dann dienen wir einander mit der Liebe, die Gottes Liebe in uns geweckt hat.

Und in derselben Weise sollen wir mit allen Gaben einander dienen, die Gott uns geschenkt hat, wie es in unserer Epistel heißt: dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. Zu diesen Gaben gehören nicht nur die geistigen Gaben, die wir nicht mit Geld kaufen können, die uns selbst auch keine Kosten verursachen, wenn wir sie im Dienste des Nächsten verwenden, sondern

auch die Gaben, die wir nach Mark und Pfennig berechnen können. Darum fordert Petrus uns auch in unserer Epistel auf: Seid gastfrei unter einander ohne Murren Wer gastfrei ist ohne Murren, beweist dadurch, daß das irdische Geld und Gut nicht ihn besitzt, sondern daß er es besitzt in der rechten Weise nämlich (als) treuer Haushalter. In unserer Zeit braucht die Gastfreundschaft nicht mehr in derselben Weise geübt zu werden wie in der damaligen Zeit, denn wer heute reist, findet überall Gasthäuser, die ihm Obdach gewähren, was damals noch nicht der Fall war. Aber wir dürfen das Wort auch nicht zu sehr beschränken. Gastfreiheit zu üben hat auch heute noch jeder Gelegenheit genug. Und dadurch sollen wir uns auch innerlich von den irdischen Dingen frei machen du das, was uns anvertraut ist, nicht nur in unseren, sondern auch in des Nächsten Dienst stellen.

Wenn wir so handeln, sind wir treue Haushalter der mancherlei Gnade Gottes und wir solle so nicht nur im Verborgenen handeln, sondern sollen auch den Mut haben, offen im praktischen Leben als Christen uns zu zeigen. Laßet euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen. Diese Aufforderung des Herrn gilt auch uns. Beweisen wir uns als Christen im praktischen Leben, dann preisen wir dadurch den himmlischen Vater, der uns liebt, und machen die Menschen auf diese Liebe Gottes zu uns Sündern aufmerksam, die von Gott nichts wissen wollen, bis auch sie die Liebe ihres Gottes erkennen. Wenn wir so alles was wir sind und haben, dazu dienen lassen, daß wir und unsere Mitmenschen selig werden, dann sind wir gute Haushalter der mancherlei Gnade Gottes. Amen.

Predigt von Pfarrer Wilhelm Schleiffer

(Exaudi)

1. Petrus 4, 8 - 11. (Variante)

Zwischen Himmelfahrt und Pfingsten stehen wir jetzt. Jesus von Nazareth, der für die Sünden der Menschen gestorben und am Osterfeste wieder von den Toten auferstanden ist, der ist vor den Augen der Jünger gen Himmel gefahren. 40 Tage waren verstrichen seitdem der Herr von den Toten auferstanden war und in dieser Zeit hatte er sich immer wieder seinen Jüngern gezeigt, damit sie seiner Auferstehung unzweifelhaft gewiß würden. Damit sie nicht etwa glaubten, er wäre scheinot gewesen und hätte deshalb allein wieder lebendig werden können, zeigte er seinen Jüngern, welcher großer Unterschied in den Lebensbedingungen zwischen seinem Leben vor seinem Tode und nach seiner Auferstehung bestanden. Vor seinem Tode war Jesus gerade so wie alle anderen Menschen an Raum und Zeit gebunden. Er ging mit seinen Jüngern von Ort zu Ort, er benutzt die Türen, wenn er ein Zimmer betreten wollte. Höchstens wenn er seine besondere Wunderkraft zeigte, konnte er sich einmal in der nicht gewöhnlichen Weise bewegen. So als er auf den Wellen des Sees Genezareth ging. Aber als Jesus von den Toten wieder auferstanden war, da gab es für ihn keine Schranken. Wenn auch die Jünger hinter verschlossenen Türen im Zimmer versammelt waren, so brauchte Jesus nicht erst die Tür zu öffnen, nein, er stand plötzlich mitten unter ihnen. Und wenn die Jünger sich mit ihm zu Tische gesetzt und das Mahl begonnen hatten, war er plötzlich wieder aus ihrer Mitte verschwunden. Nachdem nun der Herr seine Jünger von seiner Auferstehung felsenfest überzeugt hatte, sollten die Erscheinungen ein Ende nehmen. Und die Jünger sollten wissen, daß sich Jesus in Zukunft ihnen nicht mehr zeigen würde. Deshalb fuhr er sichtbar vor ihren Augen auf gen Himmel.

Aber die Himmelfahrt sollte keine Trennung zwischen Jesus und seinen Jüngern hervorrufen. Geistig sollte sie mit ihm für alle Ewigkeit verbunden sein. Und deshalb hatte er ihnen verheißen, er würde ihnen den Tröster, den Geist der Wahrheit, vom Vater schicken, der sie nach seinem heiligen Willen durch dies irdische Leben leiten sollte, bis er sie einst in die ewige Heimat

zurückrufen würde. Und auf den Empfang dieses Geistes sollten sie in Jerusalem warten. Dort ist er ja auch ausgegossen über alle Jünger des Herrn in ganz wunderbarer Weise. Zur Erinnerung an diese Ausgießung werden wir in wenigen Tagen das Pfingstfest feiern.

Diese Zeit des Wartens zwischen Himmelfahrt und Pfingsten sollte natürlich nicht unfruchtbar für die Jünger bleiben. Sie sollten sich sammeln innerlich, damit sie den großen Aufgaben gewachsen wären, die sie erfüllen mußten, wenn nun der Geist über sie ausgegossen wäre. Auch für uns soll die Wartezeit eine Zeit innerer freudiger, zuversichtlicher Sammlung sein, damit wir es immer besser lernen die Aufgaben zu erfüllen, die Gott uns im praktischen Leben stellt, und in dem Sinne, in dem wir sie nach Gottes Willen erledigen sollen. Davon handelt auch unsere heutige Epistel. Deren Betrachtung wir die Überschrift geben wollen:

Wir als Haushalter Gottes im praktischen Leben.

Unsere Epistel mahnt uns

1. daß wir von Gott uns Kraft erlehen, die Aufgaben des Lebens zu erfüllen,
2. daß wir Nächstenliebe üben, und
3. daß wir in allem Gott die Ehre geben.

Wir als Haushalter Gottes im praktischen Leben. Unsere Epistel mahnt uns 1. daß wir von Gott uns Kraft erlehen, die Aufgaben des Lebens zu erfüllen. Sind wir denn nicht Manns genug aus eigener Kraft die Aufgaben zu erfüllen, welche das Leben uns stellt? Wir haben doch einen verhältnismäßig gesunden Körper und an Kräften fehlt es uns auch nicht, mit denen wir manch schwere Aufgabe erledigen können. Solche und ähnliche Gedanken bewegen wohl oft den Mann, wenn er in der Blüte seiner Jahre sich noch von Gott Kraft erlehen soll, die Aufgaben seines Lebens zu erledigen. Der oberflächliche Beobachter hält natürlich solche Gedanken für berechtigt. Aber lassen wir uns doch nicht täuschen. Was ist es denn in Wirklichkeit mit der vielgerühmten Menschenkraft? Gibt es ein hilfloseres Wesen, als es der Mensch ist? Sehen wir nur die Kinder an, wie lange sie ganz ausschließlich nur auf die Liebe und Pflege der Eltern angewiesen sind. Täglich muß das Kind die Eltern bitten, wenn sie nicht ungebeten ihm Nahrung und Kleidung bereiten und ihm helfen bei seinen Aufgaben, die in den Augen der

Erwachsenen doch nur so leicht sind. Und das wird auch nicht viel anders, wenn sie schon fast herangewachsen sind. Ihre Kraft, auf die sie vielleicht sogar stolz sind, ist in unseren Augen doch weiter nichts als Schwachheit.

Und verhältnismäßig ist es dasselbe mit der Kraft auch des stärksten Mannes. Wir brauchen nur auf das praktische Leben zu sehen. Schon bei den gewöhnlichsten Arbeiten des Lebens können wir das sehen. Wie oft haben schon scheinbar eisenstarke Männer beim Heben oder Tragen schwerer Lasten nur durch eine kleine Wendung ihre ganze Kraft eingebüßt, daß sie lebenslänglich Krüppel blieben, welche selbst die leichtesten Arbeiten nicht mehr verrichten konnten. Und auch abgesehen davon währt diese Kraft des Körpers, auf die manche Männer so stolz sind, daß sie glauben, sie gäbe ihnen das Recht, auf das Gebet zu verzichten, doch im günstigsten Falle nur etwa 3 Jahrzehnte. Solch kurze Zeit körperlicher Kraft kann doch wirklich nicht von Bedeutung sein bei einem Leben, das ewig währt.

Viel schwerere Arbeiten müssen wir Menschen aber in diesem irdischen Leben verrichten, als es solche Handarbeiten sind. Da ist ein Mensch ein ganzes Menschenalter gesund gewesen und plötzlich wirft ihn eine Krankheit aufs Krankenlager. Einige Tage, ja vielleicht auch einige Wochen, erträgt er die Krankheit, dann aber ist es mit seiner Geduld vorbei. Ohnmächtig bäumt er sich gegen das vermeintliche Schicksal auf, aber alles Murren und Schelten nutzt ihm nichts, er muß die Last der Krankheit weiter tragen, ob er will oder nicht. Seine früheren Körperkräfte nutzen ihm da gar nichts und findet er nicht die Kraft, die Krankheit weiter in Geduld zu tragen, dann verbittert er sich selbst und den Seinen die wenigen Jahre seines irdischen Lebens. Wo soll er aber die Kraft dazu finden? Ja, sich selbst hat sie kein Mensch (verschafft) und die Menschen, die an das Krankenbett herantreten, können sie ihm auch nicht geben, ohnmächtig zu helfen sehen sie gewöhnlich den Nächsten leiden. Nur einer kann die Kraft geben, solch langes Krankenlager zu ertragen, der Gott, der einst dem Apostel Paulus sagte: laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig, als Paulus ihn bat, er möchte die Krankheit von ihm nehmen, die ihn hinderte an der Erfüllung seiner Berufspflicht. Und der Apostel ließ sich an der Gnade Gottes genügen und er, der Schwache, hat in der Kraft Gottes gewirkt, daß er später sagen konnte: ich habe mehr gearbeitet, als sie alle. Darum empor die Hände zum Gebet zu dem Gott, der auch uns allein Kraft geben kann, die Arbeiten unseres Lebens zu erfüllen.

Oder da ist ein Elternpaar, das seine Kinder, wie es meinte, zu tüchtigen Menschen heranzog. Und als die Kinder nun Frucht bringen sollten der guten Saat, welche die Eltern in ihre Herzen gesät hatten, als die Eltern nun für alle Mühe und Sorge, welche sie an ihre Kinder gewandt hatten, etwas Liebe, Frieden und Freude zu sehen hofften, da ward es immer deutlicher, daß alle Liebe an ihnen verschwendet war, daß sie immer mehr verkommen und nur Unglück und Herzeleid ihren ergrauten Eltern bereiteten. Woher nimmt das Vater- und Mutterherz die Kraft, solch bittere Enttäuschung zu ertragen? Wie kann ein Turm aufrecht stehen bleiben, wenn seine Grundmauern wanken und in sich zusammenbrechen? Eltern, die so ihr Lebenswerk und Lebensglück in Trümmer sinken sehen, finden sicher in sich selbst nicht die Kraft, noch weiter aufrecht durchs Leben zu gehen und andere Menschen können ohne Zweifel ihnen nicht die Kraft geben, solch Kummer und Herzeleid zu tragen. Das vermag nur der, welcher ruft: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Selig, wer zu diesem Gott beten kann, wenn alles Irdische, das ihm lieb war, in Trümmer geht.

Darum haltet euch die Pforte offen, durch die ihr im Gebet zu eurem himmlischen Vater dringen könnt, damit ihr sie nicht verschloßen findet, wenn ihr mehr wie gewöhnlich Kraft von oben her nötig habt, um all die Aufgaben zu erfüllen, welche das Leben euch stellt. Und das tut ihr, wenn ihr nicht im Überschwang der Gefühle darauf loslebt, als ob ihr keinen Gott nötig hättet, sondern vielmehr mäßig und nüchtern zum Gebet seid, wenn ihr nüchtern das Leben und die Menschen in ihrer vermeintlichen Kraft und wirklichen Schwäche beurteilt.

Wer wirklich die eigene Schwäche erkannt hat und wer aufrichtig davon überzeugt ist, daß nur Gott uns die Kraft geben kann, unsere irdischen Pflichten und Aufgaben gewissenhaft zu erfüllen, der hütet sich vor eiteler Selbstüberhebung und vor dem Pochen auf eigene Kraft, der weiß sich vielmehr als ein Kind seines Gottes, das mit all den anderen Kindern Gottes gemeinsam nach dem Ziele strebt, das Gott uns gesteckt hat. Wer die Liebe seines Gottes erfahren hat, der weiß, daß Gott uns nicht allein, sondern alle anderen Mitchristen auch liebt und der läßt sich durch diese Liebe Gottes anleiten, überall Nächstenliebe zu üben, der läßt auch die Mahnung des Apostels in unserer Epistel nicht unbeachtet: Vor allen Dingen aber habt untereinander eine inbrünstige Liebe. Und diese Mahnung begründet der

Apostel mit den Worten: denn die Liebe decket auch der Sünden Menge.

In diesem irdischen Leben ist einer auf den anderen angewiesen. Kein einziger steht so da, als ob er den Nächsten nicht nötig hätte. Der einzelne kann ja alle seine Bedürfnisse des Lebens nicht aus eigener Kraft befriedigen. Und dem natürlichen Menschen ist es angeboren, sich selbst für vollkommen zu halten und (hat) an dem Nächsten immer allerlei auszusetzen. Denken wir nur an die Gespräche, die man so miteinander hat. In den meisten Fällen wird der liebe Nächste besprochen, da wird dies oder jenes hervorgesucht, wodurch er sich soll lächerlich gemacht haben, oder wodurch er bewiesen haben soll, was er doch im Grunde genommen für ein schlechter Mensch ist. Und vieles von dem, was so über den lieben Nächsten gesprochen wird, ist direkt aus der Luft gegriffen ohne den geringsten Kern von Wahrheit und anderes wird zum Schlechten ausgelegt, trotz des 8. Gebotes. Solch Verfahren ist nicht etwas Seltenes, sondern etwas Alltägliches. Wir können es überall hören auf den Gassen, bei der Arbeit und in den Zimmern. Christlich ist solches Klatschen aber ganz gewiß nicht. Christliche Nächstenlieben decket so gar der Sünden Menge, sie sucht nicht Sünden hervor, sondern deckt sie zu und überläßt das Gericht über Sünden ruhig dem ewigen Richter, der ja sogar über jedes unnütze Wort einst richten wird, das wir geredet haben. Sie such vielmehr den Nächsten, wenn er auf Sündenwegen geht, in Liebe auf den Weg des Lebens zu leiten und dazu gibt das praktische Leben uns Gelegenheit genug, weil ja einer auf den anderen angewiesen ist.

Dazu finden wir auch Gelegenheit, wenn wir die Mahnung des Apostels befolgen: Seid gastfrei untereinander ohne Murren. Von größerer Bedeutung war diese Mahnung für die Zeitgenossen des Apostels als für uns, denn damals war jeder, der eine größere Reise unternahm, viel mehr auf die Gastfreundschaft der Mitmenschen angewiesen als in unserer Zeit, denn heute sind die Verkehrsmittel bedeutend besser ausgearbeitet. Aber auch wir dürfen diese Mahnung nicht unbeachtet lassen, denn Gelegenheit finden wir genug, Gastfreundschaft zu üben und wenn wir es tun, so zeigen wir damit, daß wir gern bereit sind überall Nächstenliebe zu üben.

Überhaupt muß die Nächstenliebe uns zwingen, das ganze Leben als einen Dienst am Nächsten aufzufassen. Ein jeder von uns hat seine Gaben empfangen, der eine Kräfte des Geistes, der andere Kräfte des Körpers, wieder andere äußerliches Besitztum. All diese Gaben sind nicht unser Eigentum, denn wir haben sie uns nicht vor unserer Geburt erworben uns mit in

die Welt gebracht und wir nehmen auch nichts davon wieder mit aus dieser Welt. Sie sind uns nur anvertraut von Gott für die kurze Zeit unseres irdischen Daseins. Haushalter sind wir der mancherlei Gnade Gottes. Nun aber sucht man am Haushalter nicht mehr, denn daß er treu erfunden wäre. Treue fordert Gott auch von uns, Treue in allem, das er uns anvertraut hat. Das ist aber der Zweck allen Wirkens Gottes unter uns Menschen, daß alle Menschen selig werden sollen, so sehr ist das die Absicht Gottes, daß er den Menschen den größten Dienst erwies, der Menschen erwiesen werden kann, nämlich daß er seinen eingeborenen Sohn für sie in den Tod gab, um sie aus der Macht der Sünde zu erretten. Und darum müssen auch wir stets bereit sein, dem Nächsten zu dienen mit all den Gaben, die Gott uns anvertraut hat.

Und bei allem, was wir tun, sollen wir uns nicht mit fremden Federn schmücken, sondern stets dem die Ehre geben, dem die Ehre gebührt. Darum mahnt uns der Apostel am Schluß unserer Epistel: So Jemand redet, daß er es rede als Gottes Wort. So Jemand ein Amt hat, daß er es tue als aus dem Vermögen, das Gott darreicht, auf daß in allen Dingen Gott gepriesen werde durch Jesum Christum.

Gott allein hat uns die Gabe der Rede gegeben, soweit wir diese Gabe besitzen. Eitles Prahlen wäre es deshalb, wollten wir nun so tun, als ob wir sie uns selbst verschafft hätten und Mißbrauch dieser Gabe ist es, wenn wir sie nun wohl gar gebrauchen, um unsere Nächsten vom Wege des Lebens abzulocken und auf den Weg des Verderbens zu führen. Und jedes Amt, das wir zu führen haben, ist uns von Gott übertragen. Er hat uns auf den Platz gestellt, auf dem wir stehen und er hat uns den Verstand gegeben, das Amt auch zu führen. Ein jeder Mensch hat ein Amt von seinem Gotte empfangen, denn es gibt Niemand, der nicht irgendeine Aufgabe zu erfüllen hat von dem kleinsten Dienstmädchen bis zum gewaltigen Herrscher. Wie das der Apostel Paulus von sich bezeugt, wenn er schreibt: von Gottes Gnaden bin ich, das ich bin. Und wenn ein jeder Mensch in seinem ganzen Wirken das nie vergißt, dann wird er auch wie einst der Apostel am Schluß seiner Wirksamkeit sagen können: und seine Gnade an mir ist nicht vergeblich gewesen.

Darin liegt der Schlüssel zum Verständnis dessen, daß so mancher wirkt und doch keinen Segen in seiner Arbeit findet, während andere in reichem Segen nicht nur für sich, sondern auch für ihre Mitmenschen wirken. Hochmut kommt vor dem Fall, sagt das Sprichwort und damit bezeichnet es die Menschen, welche sich selbst überheben auf dem Platze, auf den Gott sie

gestellt hat und nur ihre eigene Ehre suchen und deshalb schließlich gestürzt werden. Hüten wir uns also vor dem Hochmut und führen wir unser Leben als Haushalter Gottes, die darum in allem was sie tun, Gottes Ehre suchen; dann preisen wir unseren Gott recht und werden von ihm einst als seine treuen Haushalter aufgenommen in sein himmlisches Reich. Amen.

Predigt von Pfarrer Wilhelm Schleiffer

(3. p. Trinitatis)

1. Petrus 5, 5 - 11.

Evangelium und Epistel des heutigen Sonntages schildern uns die größten Gegensätze, die es hier auf Erden geben kann. Es sind die beiden Gewaltigen dieser Erde, die um die Seelen der Menschen ringen, Jesus, der gute Hirt und der Widersacher, der Teufel. Treuere Liebe kann Niemand den Seinen angedeihen lassen als der gute Hirt seinen Schafen gibt. Als sich eins seiner Schafe verirrt hat, da läßt er die Herde in sicherem Gewahrsam und geht dem einen verlorenen Schafe nach bis er es findet. Er weiß, wo ungefähr es sich verirrt haben muß, dort sucht er es und läßt es mit Freuden auf seine Achseln und trägt es heim. Von dem ermüdeten Tiere fordert er nicht übermäßige Anstrengung, sondern er leiht ihm seine eigenen Kräfte, wodurch es sicher zur Heimat zurückkehrt. Jesus von Nazareth, der eingeborene Gottessohn, ist natürlich dieser gute Hirt. Und so mancher Mensch hat ihn in seinem Leben als den guten Hirten dankbar erkannt. Ja es gibt wohl keinen einzigen Menschen, der stets und überall nur den ebenen Weg geht, der hin zur Heimat führt, sie alle haben darum die Hirtentreue ihres Herrn nötig und selig sind sie, wenn sie von dem guten Hirten sich finden lassen.

Noch ein anderer geht ja den Seelen der Menschen nach, um sie in seine Gewalt zu bekommen. Es ist der Widersacher, der Teufel, von dem unsere Epistel sagt, daß er umhergeht wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge. Und nicht umsonst ist sein Raubzug durchs Gelände, so manches verirrte Schaf fällt ihm zur Beute. Der gute Hirt selbst, der allwissende Gottessohn, hat es uns offenbart, da er uns verkündigte: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.“ Des Hirten Schuld ist es sicher nicht, wenn der Widersacher so reiche Beute findet unter den Menschen. Der gute Hirt tut getreulich seine Pflicht, ja er tut mehr als das, so daß jeder Mensch durch ihn zur Heimat zurückgeführt werden könnte, aber viele Menschen wollen sich vom guten Hirten nicht finden lassen. Sie glauben besser die Steige zu kennen, die in die Heimat führen und gehen so immer weiter auf verkehrten Wegen, bis sie unrettbar dem Widersacher in die Hände fallen.

Das irdische praktische Leben ist das Gebiet, auf dem der gute Hirt und der Widersacher die unsterblichen Seelen der Menschen für sich zu gewinnen versuchen. Auf unser Leben kommt es darum an. In unserem Leben entscheidet es sich, ob wir unter der Führung des guten Hirten zur ewigen Heimat zurückkehren, oder ob wir dem Widersacher entgegen gehen, um von ihm uns vernichten zu lassen. Unsere heutige Epistel gibt uns Anweisung wie wir leben müssen, um in die Heimat unserer Seele zurückkehren zu können. Ihrer Betrachtung wollen wir darum die Überschrift geben:

Der Christ im praktischen Leben!

Und unsere Epistel sagt uns:

Gott fordert von ihm	1. Demut und Vertrauen,
er fordert	2. Kampf gegen den Widersacher,
er gibt	3. Kraft zum seligen Gelingen.

Der Christ im praktischen Leben! Und unsere Epistel sagt uns 1. Gott fordert von ihm Demut und Vertrauen. Allesamt seid untereinander untertan und haltet fest an de Demut, so beginnt unsere Epistel und fordert damit das Gegenteil von dem, was des Menschen Herz und Sinnen begehrt. Nicht untertan sein, sondern herrschen ist das Begehrt des Menschen, herrschen über möglichst viele Menschen, um sich von vielen bedienen lassen zu können, statt vielen zu dienen. Der angeborene Hochmut ist es, der die Gedanken der Menschen in diese Richtung lenkt. Wir brauchen nur in unser eigenes Herz zu sehen, um das bestätigt zu finden. Ausnahmslos gilt das von einem jeden von uns. Aber mit Christi Geist läßt sich das nicht vereinigen. Christus selbst hat ja von sich gesagt: des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen laße, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für viele. Ein Geist der Liebe und Selbstlosigkeit ist es, den Christus uns gezeigt hat, von dem auch wir uns in unserem Verkehr mit dem Nächsten beseelen lassen sollen. Darum faßt der Herr auch all die Gebote Gottes, die unser Verhalten gegen den Nächsten regeln sollen, in das eine zusammen: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Um dieses Gebot Gottes zu erfüllen und dem Vorbild des Herrn folgen zu können, ist es aber nötig, daß wir zunächst alle herrschsüchtigen Gedanken aus unserem Herzen bannen und statt dem natürlichen Hochmut der Demut in unserem Herzen eine Stätte bereiten. Und diese Demut müssen wir in unserem Herzen festhalten, auch wenn

das Leben oft die Gelegenheit mit sich bringt, hochmütig zu sein.

Nur der Geist Christi kann uns vor hochmütigem Wesen bewahren und nur er hat auch die Kraft uns vor Hochmut gegen Gott, vor hoffärtigem Wesen zu bewahren, weil er uns über das Wesen aller Dinge aufklären kann, so daß wir erkennen, was unseren Sinnen und Verstande verborgen bleiben muß; ohne den Geist Gottes beherrscht der Hochmut im Verkehr mit den Menschen unser Herz und lassen wir uns nicht erleuchten von dem Geiste Gottes, dann wird gar leicht das Menschenherz vom Hochmut erfüllt, selbst gegen den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde. Der ewige Gott hat uns ja Geisteskräfte gegeben, mit denen wir uns diese Erde untertan machen sollen. Damit hat er uns zugleich die Kraft gegeben, sein Walten in der Natur zu erkennen und weil Gott nicht eine Gott der Unordnung, sondern ein Gott der Ordnung ist, erkennen wir eine bestimmte Ordnung im göttlichen Walten und kommen dann leicht auf den Gedanken, daß sich alles Leben auch ohne Gott nach bestimmten Naturgesetzen abwickelte. Und solange der Mensch dann gesund ist und genügend Mittel besitzt, um all die Regungen und Lüste seines Herzens zu befriedigen, ist er gar leicht bereit, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde zu leugnen, weil der mit seinen heiligen Geboten so manchen Genuß den Menschen verbietet.

Und was der schwache Menschenverstand von den Fußspuren Gottes erkannt hat, das wird dann mit dem Brustton der Überzeugung als etwas hingestellt, das einen Gott überflüssig macht. Und weil der Mensch mit Hilfe seines Geistes zu der vermeintlich großen Erkenntnis gekommen ist, deshalb hält er sich selbst für das höchste Wesen. Hoffärtig ist er seinem Gott gegenüber. Gott aber widersteht den Hoffärtigen, so heißt es in unserer Epistel. Und daß dies Wahrheit ist, daß Gott mit seinem starken Arme die größten Spötter und Gottesleugner in den Staub zu demütigen vermag, das erkennen wir sogar im praktischen Leben leicht, wenn wir auf das Ende dieser Männer sehen. Der geistreichste Gottesleugner, den das französische Volk hervorgebracht hat, ist wohl Voltaire, der Freund Friedrichs des Großen, gewesen. Aber im Angesicht des Todes ist ihm das Spotten gründlich vergangen. Und der Dichter Heine, der ja auch heute noch von vielen verehrt wird, der sich vor anderen durch Frivolität auszeichnete, er hat in seinem Testamente schmerzlich alles widerrufen, was er in seinem ganzen Leben gegen Gott und die Kirche geredet und geschrieben hat. Solche Tatsachen der Geschichte müssen uns doppelt vorsichtig machen allen Behauptungen

gegenüber, die darauf hinausgehen, Gott und sein heiliges Wort zu leugnen, auch dann, wenn ihnen ein scheinbar wissenschaftliches Mäntelchen umgehängt wird; denn auch heute noch gilt es: Gott widersteht den Hoffärtigen.

Aber auch das gilt heute: aber den Demütigen gibt er Gnade. Demütig ist der, welcher nicht mehr sein will, als er tatsächlich ist. Und nur einen gibt es, der zweifellos recht über jeden Menschen urteilen kann, das ist der allwissende Gott, dem kein Mensch etwas vormachen kann, der auf den Grund unseres Herzens sieht und dort jede Regung erkennt. Und welches Urteil er über jeden einzelnen Menschen fällt, können wir in seinem heiligen Worte nachlesen. Da heißt es: Es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie an Gott haben sollen. Ein Sünder aber kann keine Gemeinschaft mit Gott haben, denn Gott ist heilig und eine Gemeinschaft zwischen dem Heiligen und dem Sünder gibt es nicht. Darum ist der Sünde Sold der Tod, der Ausschluß aus der Gemeinschaft Gottes. Die rechte Erkenntnis über Gott und den Menschen, die aber nur der heilige Geist geben kann, ist dies, daß der Mensch nicht Gott, sondern nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist, daß er aber durch die Sünde sich selbst aus Gottes Gemeinschaft ausgeschlossen hat. Wer diese Erkenntnis erlangt hat, der wird sich hüten vor allem hoffärtigen Wesen und vielmehr in Demut sich vor seinem Gott beugen.

Und dem Demütigen offenbart Gott in seinem heiligen Worte, daß es für ihn doch noch einen Weg gibt, dem Tode zu entrinnen und in die ewige Heimat zurückzukehren. Freilich der Mensch selbst kann sich diesen Weg nicht ebnen; kann doch ein Bruder Niemand erlösen noch Gott Jemand verzeihen, denn es kostet zu viel ihre Seele zu erlösen, daß er es muß lassen ausstehen ewiglich. Aber Gott liebt ja den Menschen und seine Liebe trieb ihn an, seinen eingeborenen Sohn Mensch werden zu lassen, damit er den Sold der Sünde aller Menschen büßte. Freiwillig beugte sich der Sohn unter den Willen des Vaters und so schwer es ihm wurde, er hat den Sold der Sünde gebüßt, bis er sagen konnte: es ist vollbracht, die Erlösung der sündigen Menschheit aus der Macht des Todes ist vollbracht. Wer im Glauben nun Christum als seinen Erlöser ergreift und an ihm festhält, der ist mit Christo der Sünde gestorben und den kann der ewige Richter um Christi willen für gerecht erklären und ihn darum wieder erhöhen zu dem, das er ursprünglich war. Wie es in unserer Epistel heißt: So demütiget euch nun unter die gewaltige Hand Gottes, daß er euch erhöhe zu seiner Zeit.

Hat sich uns aber Gott so als der liebende Vater erwiesen in dem wichtigsten Punkte, den es für uns geben kann, so dürfen wir auch in allem andern ihm von Herzen vertrauen und getrost der Mahnung unserer Epistel folgen: Alle eure Sorge werfet auf ihn; denn er sorgt für euch.

Nur dann kommen wir dieser Mahnung vollkommen nach, wenn wir uns ganz eins wissen mit unserem Gott. Das aber erreichen wir in diesem irdischen Leben noch nicht vollkommen und deshalb gibt es für uns Tage, an denen wir durch bange Sorge uns niedergedrückt fühlen. Nicht immer erhellt ja der Sonnenschein unser irdisches Leben, es kommen Krankheiten, Leiden und Unglücksfälle, in denen wir deutlich unsere Ohnmacht fühlen. Und gerade in solchen Augenblicken, wo wir am meisten das feste Vertrauen zu Gott nötig haben, wacht der Zweifel an der Vaterliebe unseres Gottes auf in unserem Herzen. Und dann ergreift uns das graue Gespenst der Sorge und das Leben wird uns zur Last. Und doch gibt (es) ein solch einfaches Mittel, aller Sorge ledig zu werden, indem wir sie einfach auf Gott werfen und ihn für uns sorgen zu lassen. Ein großes Vertrauen zu der Vaterliebe unseres Gottes ist es, das uns dazu allein die Kraft gibt, aber wir dürfen es getrost hegen, weil er ja sogar die Sorge um unser ewiges Heil auf sich genommen und durch seinen Sohn uns geholfen hat, wie sollte er uns da nicht auch die kleineren Sorgen abnehmen.

Dieses Gottvertrauen ist aber zugleich ein Kämpfen, nämlich ein Kämpfen gegen den Widersacher, der dadurch saß er solche Sorgen in unserem Herzen wachruft uns von dem Wege des Lebens ablenken will. Ist ein allmächtiger Gott da, der mit gewaltigem Arme über alle Menschen waltet, über große und kleine, über böse und gute, dann schließt der natürliche Menschenverstand, daß dieser Gott den Seinen, die auf sein Wort hören, nur gute Tage bereiten müßte in dem Sinne wie sie das Menschenherz begehrt. So schließt der Mensch, weil er seinen Freunden das Gute, seinen Feinden das Schlechte zuwendet, selbst auch dann, wenn seine Freunde das Gute nicht verdient haben, während seine Feinde dessen wohl würdig wären. Parteilichkeit nennt man solch Handeln der Menschen und dasselbe Empfinden dichtet man auch Gott an. Und der Widersacher reizt dem Menschen zu solchen Gedanken, um dann sein Gottvertrauen zu erschüttern, wenn er es im Leben erfahren muß, daß Gott doch nicht alle seine Wünsche erfüllt.

Und es scheint ja oft so, als ob es dem Gottlosen besser erginge als dem Gottesfürchtigen, als ob der Gottlose gesund und fröhlich durchs Leben

ginge, während der Fromme viel leiden muß. Gewiß ein Leid hat der Gottesfürchtige vor dem Gottlosen voraus, das ist der Haß der Welt. Die Welt haßt die Kinder Gottes, während die Kinder Gottes solchen Haß mit Liebe erwidern müssen. Aber abgesehen davon ist es Täuschung, wenn wir meinen, daß der Christ mehr leiden müsse als der Gottlose und zwar wieder eine Täuschung, die der Widersacher hervorruft und pflegt, um die Kinder Gottes irre zu machen an der Vaterliebe ihres Gottes. Dem widersteht fest im Glauben und wißet, daß eben dieselben Leiden über eure Brüder in der Welt gehen, heißt es in unserer Epistel. Auch hier müssen wir bedenken, daß der Mensch nur sieht, was vor Augen ist. Jesus verglich einmal die Schriftgelehrten und Pharisäer, die äußerlich glücklich zu sein schienen, mit über-tünchten Gräbern, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig voller Totengebeine und alles Unflats sind. Und das Sprichwort spricht bei uns dieselbe Wahrheit aus, wenn es sagt: Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Wir sehen beim Nächsten nur die glänzende Außenseite. Die meisten Leiden und Sorgen werden vor uns verborgen. Könnten wir all die qualvollen Nächte sehen, wäre uns all die innere Unruhe offenbar, unter der so mancher leiden muß, wir würden nie auf den Gedanken kommen, daß wir mehr leiden müssen als andere und Gott nicht so unsere Wünsche erfüllt, wie wir es glauben beanspruchen zu dürfen. Fest müssen wir im Glauben davon überzeugt sein, daß Gott einen jeden Menschen so führt, daß er des höchsten Glückes teilhaftig wird, wenn er sich von ihm führen läßt. Und alles, was uns daran zweifeln lassen will, müssen wir als Werk des Widersachers bekämpfen.

Schwer ist solcher Kampf ja, denn der Widersacher hat in unserem eigenen Herzen einen mächtigen Bundesgenossen. Aber je schwerer der Kampf ist, umso herrlicher ist auch die Krone. Und Anweisung zum Kämpfen fehlt uns nicht. Auch unsere heutige Epistel gibt uns solche Anweisung, wenn es da heißt: Seid nüchtern und wachet; denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge. Nüchtern und wachsam sein, das ist eine gute Waffe, um sich vor Überrumpelung zu schützen. Nüchtern soll der Christ ins Leben sehen, sich durch nichts blenden lassen, sondern bei allem, das an ihn herantritt, auf den Grund sehen, dann wird er mit seinen vom Geiste erleuchteten Augen schon Wahrheit und Falschheit voneinander unterscheiden können. Und wachsam soll er sein in dem Bewußtsein, daß es bei jedem Angriffe des Widersachers sich um seine unsterbliche Seele handelt. Wie der Soldat im Kriege auf Vorposten nicht schlafen darf, weil sonst das Vaterland leicht Schaden erleiden

könnte, so muß der Christ auch in jedem Augenblick seines Lebens mit offenen Augen dem Widersacher entgegentreten.

Aber was nützt unser Wachen, was nützt unser Nüchternsein? Mit unserer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren. Aber, Gott sei Dank, es streitet für uns der rechte Mann, den Gott hat selbst erkoren. Nicht nur Anweisung gibt uns Gott zum Kampf, sondern er gibt uns auch die Kraft zum seligen Gelingen. Der allmächtige Gott ist es, der uns zum Kampfe gegen den Widersacher aufruft; er hat in uns das Werk begonnen, da er uns durch die heilige Taufe in seine Gemeinschaft aufnahm, indem er uns durch das Wasserbad im Wort von aller Sünde rein wusch. Ein Gnadenbeweis ist uns da zu Teil geworden, der uns zugleich ein Unterpfand dessen ist, daß Gott uns seine Gnade nicht entziehen wird. Darum heißt es in unserer Epistel: derselbige wird euch vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen.

Das ist zugleich ein verheißungsvolles Wort, das uns getrost in den Kampf hinausziehen läßt. Wie einst der Vater des epileptischen Kindes zu Jesus flehte: ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben, so müssen auch wir heute noch immer flehen: ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben. Immer wieder macht sich Unglauben in unserem Herzen bemerkbar und doch können wir nur im Glauben den Kampf zum guten Ende führen. Und der Glaube ist wieder nicht unser, sondern Gottes Werk, wie wir im 3. Artikel bekennen. Und je länger wir uns unter den Einfluß Gottes stellen, je vertrauensvoller wir uns von ihm leiten lassen, umso fester gründet er unseren Glauben, umso mehr stärkt und kräftigt er ihn, so daß der Widersacher uns nicht überwinden kann, sondern der Sieg unser bleibt. Amen.

Predigt von Pfarrer Wilhelm Schleiffer

(3. p. Trinitatis)

1. Petrus 5, 5 - 11. (Variante)

Gott sei Ehre und Macht von Ewigkeit zu Ewigkeit, so schließt unsere heutige Epistel. Petrus fordert uns mit diesen Worten auf, unserm Schöpfer, Erhalter und Erlöser die Ehre zu geben, die ihm gebührt. Und mit dieser Aufforderung lenkt er unsere Blicke vom Irdischen weg auf das Ewige. Wir irdischen, sterblichen Menschen sollen dem himmlischen, ewige Gotte Ehre geben in unserem praktischen Leben. Wir sollen es, weil Himmel und Erde, das Ewige und das Vergängliche nicht so voneinander getrennt sind, daß es zwischen beiden keine Verbindung gibt, sondern beide auf das Engste miteinander zusammen hängen.

Von diesem Zusammenhange redet unser heutiges Evangelium zweimal. Das erste Mal heißt es: Also wird auch Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße tut, vor 99 Gerechten, die der Buße nicht bedürfen und das 2. Mal heißt es ähnlich: also auch, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße tut. Die Bewohner des Himmels werden sich freuen, wenn sündige Menschen auf Erden Buße tun. Was hier auf Erden geschieht, findet seinen Widerhall dort droben im Himmel. Wenn ein Kind das Elternhaus verläßt, um sich draußen im Kampfe des Lebens zu bewähren, dann bleibt keine Nachricht ohne Wirkung, die von ihm in die Heimat gelangt. Sind es freudige Nachrichten, bewährt sich das Kind im Kampfe des Lebens, hat es wohl gar Siege errungen, dann freuen sich Eltern und Geschwister, ist es aber noch nicht entschieden, schwankt das Kind da draußen hin und her, da bangt das Elternherz und wird betrübt, wenn es traurige Nachricht erfährt.

Unsere Heimat ist hier auf dieser vergänglichen Erde nicht. Zwar bilden sich viele Menschen das ein und sie richten sich im praktischen Leben so ein, als ob es kein Vaterherz gäbe, das sich um sie kümmert. Die Aufgaben, die das praktische Leben ihnen stellt in ihrer Arbeit und ihrem Genuß, geben ihnen schon genug, so daß sie sich um Weiteres nicht mehr kümmern, als ob

sie nur Erde wären, von Erde genommen, die dann auch zur Erde wieder zurückkehrte. Aber wenn scheinbar das Leben ihnen Recht gibt, wenn die Kräfte des irdischen Körpers zerfallen und der Tod sich ihnen naht, dann spätestens drängt sich ihnen mit siegender Gewalt die Erkenntnis auf, daß doch mit dem irdischen Tode noch längst nicht alles vorbei ist, daß vielmehr nach dem Tod ein Leben folgt, das mit diesem irdischen Leben in engstem Zusammenhange steht. Dann wird es jedem Menschen zur Gewißheit, daß es durchaus nicht gleichgültig ist, wie wir unser irdisches Leben hingebracht haben, weil dieses Leben die Saatzeit ist, der die Ernte folgt. Dann wird es wohl jedem klar, daß es mindestens Wahrheit sein kann, wenn es in Gottes Wort heißt: wer auf das Fleisch sät, wird vom Fleische das Verderben ernten, wer aber auf den Geist sät, wird vom Geiste das ewige Leben ernten. Das sollen wir bei Zeiten bedenken. Darum mahnt uns Petrus in unserer heutigen Epistel:

Gebt Gott die Ehre!

Wir tun das, wenn wir:

1. uns unter seine gewaltige Hand demütigen;
2. all unsere Sorgen auf ihn werfen; und
3. nüchtern und wachsam sind.

Gebt Gott die Ehre! Wir tun das, wenn wir 1. uns unter seine gewaltige Hand demütigen. Demut, das ist ein Wort, das dem Menschen nicht besonders paßt. Wer die Tiefen des Lebens noch nicht kennen gelernt hat, sondern noch mit blanken Augen in den Sonnenschein des Leben hineinschaut, der geht mit hohem Mute an die Aufgaben des Lebens heran. Er fühlt sich als die Krone der Schöpfung, die zum Herrschen und Regieren berufen ist. Es braucht ja kein Königreich zu sein, in dem der Mensch herrscht, der Kreis kann viel kleiner sein und wenn es nur ein Häuschen oder eine Wohnung ist, die der Mensch gemietet hat, so fühlt er sich doch als Herr, wenn der Sonnenschein darauf liegt und in dem Gefühl seiner Kraft geht er freudig an sein Tagewerk. Gewiß ist solche Freude dem Menschen auch nicht zu verdenken und der ewigreiche Gott neidet sie ihm auch nicht. Aber dieser hohe Mut führt leicht den oberflächlichen Menschen zum Hochmut, wenn er über sein Glück vergißt, was für ein Gemächte er ist, und sich zurecht träumt, er selbst wäre Gott.

Ihr werdet sein wie Gott, das war die Versuchung, welche die ersten Menschen zu Falle brachte. Und seit dieser Zeit sind viele Menschen dieser Versuchung erlegen. Von Herodes wird es uns in der Apostelgeschichte ausführlich geschildert, wie er dieser Versuchung erlag. Als er im königlichen Schmuck sich auf den Richterstuhl setzte und redete, um sich vom Volke huldigen zu lassen, als wäre er Gott und nicht ein Mensch und das Volk dann wirklich ihm zujauchzte und rief: Das ist Gottes Stimme und nicht eines Menschen, da wird uns berichtet: alsbald schlug ihn der Engel des Herrn, darum daß er die Ehre nicht Gott gab; und ward gefressen von den Würmern und gab den Geist auf. Und Herodes stand nicht allein mit seinem Verlangen, sich als einem Gotte huldigen zu lassen. Mancher römische Kaiser ließ sich Standbilder errichte, von denen Opfer dargebracht wurden wie vor einem Gotte. Und dieses Streben nach dem Gottsein ist heute noch nicht ausgestorben, trotzdem die Erkenntnis auf vielen Gebieten doch seit jener Zeit fortgeschritten ist. Noch heute gilt das Sprichwort, das aus der Erfahrung des praktischen Lebens entstanden ist: Hochmut kommt vor dem Fall. Noch heute bilden sich Menschen gar leicht ein, wenn es ihnen eine zeitlang gut geht, daß sie mehr als ein gewöhnlicher Mensch, daß sie Gott wären und noch heute richtet der allmächtige Gott, daß er den Hochmütigen in den Staub demütigt, wie unsere Epistel sagt: Gott widerstehet den Hoffärtigen. Noch heute gilt, was Georg Neumark einst dichtete: Es sind ja Gott sehr leichte Sachen, und ist dem Höchsten alles gleich, den Reichen klein und arm zu machen, den Armen aber groß und reich.

Und von solchem Größenwahn sind auch wir nicht ganz frei. Immer wieder hebt er sein Haupt bei einem jeden von uns, denn wir sind Sünder. Wir brauchen nur an unser praktisches Leben zu denken. Gott hat uns seinen heiligen Willen offenbart und damit kundgetan, was heilig und was sündig ist. Und wir sind getauft auf den amen des dreieinigen Gottes, von ihm als seine Kinder angenommen, die sich dadurch als Kinder Gottes beweisen sollen, daß sie im praktischen Leben das heilig nennen, was Gott heilig nennt und das als Sünde betrachten, was Gott als Sünde erklärt hat. Wer aber ist unter uns, der sich ganz bedingungslos unter das Urteil Gottes über Sünde und Heiligkeit beugt? Dünken wir uns nicht oft viel klüger als Gott es ist? Denken wir nur an das 6. Gebot. Wieviel Menschen erkennen es wirklich an, daß jede Übertretung dieses Gebotes Sünde ist? Ich meine nicht, daß sie es nur mit Worten, sondern auch mit der Tat anerkennen. Ist es nicht so, daß die meisten Christen sich im praktischen Leben hochmütig über ihren Gott

erheben und vieles auf dem Gebiete des 6. Gebotes für heilig erklären, was Gott für Sünde erklärt? Hochmut kommt vor dem Fall, das gilt auch auf diesem Gebiete. Oft scheint es ja, als ob die Menschen Recht behielten Gott gegenüber, aber plötzlich tritt es schließlich dann doch zu Tage, daß Gott sich nicht spotten läßt, sondern auch auf dem Gebiete des 6. Gebotes die Heiligkeit wahrt. Freilich, wer dann von Gott geschlagen ist, glaubt oft noch aus seinem Unglück und Herzeleid Grund zur Anklage gegen den heiligen Gott oder wenigstens gegen andere Menschen entnehmen zu können. Dann will der Mensch noch nicht einmal mehr Mensch sein, der nach Gottes Ebenbilde geschaffen ist und darum Freiheit in seinen Entscheidungen über sich selbst hat, dann beklagt er wohl gar, daß er nur ein Sklave seiner Umgebung oder der Umstände sei.

Solchen Hochmut können wir auf allen Gebieten des Lebens bei Menschen tagtäglich sehen und es ist zweifellos, daß die Menschen durch jede Art von Hochmut ihrem Gotte die Ehre rauben. Der Apostel aber mahnt uns: Gebt Gott die Ehre! Dieser Mahnung kommen wir nur dann nach, wenn wir auf jede Art von Hochmut von Grund an verzichten. Nicht hochmütig, sondern demütig müssen wir sein und in der Demut unseren Christenstolz bewahren, dann geben wir unserem Gott die Ehre.

Auf Hochmut verzichten d.h. nicht unter den Menschen leben, als ob man ehrlos wäre und die Menschen mit uns umspringen dürften wie mit einem Tiere oder einem noch wertloseren Gegenstande. Die wahre Demut haben wir erst dann, wenn wir uns wirklich als Kinder Gottes erkannt haben. Hat Gott uns nach seinem Ebenbilde geschaffen und uns trotz unserer Sünde wieder als seine Kinder angenommen, so ist etwas von seiner Ehre unsere Ehre geworden und unsere göttliche Ehre müssen wir jedem Angriff von sündigen Menschen gegenüber verteidigen. Dazu sind wir verpflichtet; aber das Bewußtsein an Gottes Ehre Anteil haben zu dürfen, macht uns demütig, weil wir damit zugleich wissen, daß uns alles, was wir sind und was wir haben, von Gott geschenkt ist. Der frohe Mut, der uns beseelt und das Glück das Leben, das uns lacht und uns fröhlich macht, ist ein Geschenk unseres Gottes und er hat es uns alles geschenkt, damit wir es recht nutzen. Darum verträgt es sich durchaus mit der Demut, wenn wir fröhlich in der Erwartung des sicheren Erfolges an die Aufgaben des Lebens herantreten. Gerade die Gewißheit, daß der allmächtige Gott uns die fröhliche Schaffenskraft schenkt, sorgt dafür, daß unsere Freude rein und beständig ist. Beugen wir

uns aber in Demut unter die gewaltige Hand unseres Gottes, so muß diese Demut auch auf unser Verhalten dem Nächsten gegenüber einwirken.

Wie der Christ Gott gegenüber nicht hochmütig sein kann, so darf er es auch den Menschen gegenüber nicht sein. Denn unsere Mitmenschen sind ja genauso wie wir selbst nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen und Gott hat auch sie wie uns als seine Kinder angenommen. Auch sie verdanken alles, was sie sind und haben ihrem gnädigen Gott. Hat der Nächste andere Gaben und andere Anlagen von Gott bekommen als wir, so dürfen wir nicht deshalb hochmütig auf ihn herab blicken, weil wir unsere Gaben und Anlagen höher schätzen; denn des Nächsten Gaben und Anlagen sind genauso Geschenk des allmächtigen Gottes wie die unsrigen. Darum sind wir gegen Gott hochmütig, wenn wir den Nächsten hochmütig behandeln. Gott aber widersteht dem Hoffärtigen; aber dem Demütigen gibt er Gnade. Erkennen wir auch durch unser Verhalten dem Nächsten gegenüber an, daß wir dem gnädigen Gotte alles verdanken, was wir haben und sind, dann dürfen wir auf ferner auf seine Gnade rechnen und der Mahnung unserer Epistel folgen: Alle Sorge werfet auf ihn; denn er sorget für euch.

Was macht das irdische Leben oft so schwer? Es sind die Sorgen, die in den Fragen zum Ausdruck kommen: was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Und wenn die Gegenwart auch so gestaltet ist, daß wir keinen Grund zu solchen Fragen hätten, so läßt das Menschenherz doch so leicht nicht von solchen Sorgen. Wären wir nur auf uns angewiesen, so daß wir selbst uns unsere Körper- und Geisteskraft und all das andere bereiten müßten, dann wäre es berechtigt, wenn wir Tag für Tag solche Fragen aufwerfen; denn all das Irdische, was wir zur Erhaltung unseres Lebens nötig haben, ist vergänglich, was wir heute bereiten, ist in kurzer Zeit verdorben, und die Kräfte, die uns heute noch befähigen, uns das Nötige zu bereiten, nehmen bald ab. Darum drängt sich uns immer wieder die Sorge für die Zukunft auf, zumal auch die irdischen Güter, die sich mehrere Menschenalter hindurch erhalten, uns auch über kurz oder lang verloren gehen können. Daß aber all solches Sorgen im Grunde genommen überflüssig ist, das erkennt der Christ sobald er bedenkt, wem er alles bisher Genossene verdankt. Gott war es und nicht wir, der uns bisher unseren Anteil an den irdischen Gütern gegeben hat. Darum wird es auch Gott sein und nicht wir, der uns in Zukunft zu geben hat, was wir nötig haben. Deshalb ist all unser Sorgen vollständig überflüssig.

Nicht aber ist es überflüssig, daß wir gewissenhaft unsere Pflicht den uns von Gott anvertrauten Gütern gegenüber erfüllen. Wenn wir das, was Gott uns anvertraut hat, in den Tagen des Glückes verschleudern, dann dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir in den Tagen des Unglücks darben müssen. Und wenn wir die Hände nicht rühren, soweit es uns möglich ist und solange wir dazu die Kraft haben, dann dürfen wir nicht erwarten, daß uns irdische Güter zufallen, die wir zum Unterhalt unseres Lebens nötig haben. Aber wenn wir gewissenhaft täglich unsere Pflichten erfüllen, dann sind wir gewiß, daß es uns nie an dem Notwendige fehlen wird, weil Gott für uns sorgt.

Damit ist aber nicht gesagt, daß Gott uns vor allem Leid und allem Kummer und Unglück beschützen und uns nur Tage senden würde, die uns wohlgefallen. Auf das Leid, das auch Christen nicht erspart bleibt, weist unsere heutige Epistel hin, wenn es darin heißt: die ihr eine kleine Zeit leidet. Dies irdische Leben mit seinen höchstens etwa 70 bis 80 Jahren ist ja nur ein kurzer Abschnitt aus der langen Ewigkeit, die wir leben. Und nicht einmal das ganze irdische Leben ist für die meisten Menschen eine Leidenszeit. Etwas Freude findet jeder sogar in diesem irdischen Leben. Und wenn wir uns ganz unter die gewaltige Hand Gottes demütigen, dann bereitet er uns zu, daß wir auch das Leid freudig ertragen lernen. Es klingt ja widersinnig, wenn Lorenzen singt: es kann ein Christ bei Kreuzespein in Freud und Wonne leben, aber doch ist es Wahrheit. Natürlich ist das aber nur bei einem Christen Wahrheit. Denn der Christ lebt ja in der Kraft Gottes hier auf Erden, er wird von Gott fest gegründet in einer Weltanschauung, die kein Mensch sich aus eigener Kraft aneignen kann. Der Christ weiß, daß seine Heimat nicht diese vergängliche Erde ist, sondern die ewige Gemeinschaft des lebendigen Gottes. Der Christ überschätzt auch den Wert der irdischen Freuden nicht, weil er sich der ewigen Freuden gewiß ist. Das macht ihn stark und kräftig, alles Leid geduldig zu ertragen, folgt doch auf diese Prüfungszeit die selige Zeit herrlichsten Lebens, denn welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er, er stäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt.

Wenn wir als Christen so unser ganzes Leben überschauen, so müssen wir bekennen, daß Gott es an nichts fehlen läßt. Er stärkt uns im Leid und sorgt für uns wie ein Vater für seine Kinder sorgt. Da heißt es auch für uns: laßt es an euch auch nicht fehlen; seid nüchtern und wachet, denn euer Widersacher, der Teufel, gehet umher wie ein brüllender Löwe uns suchet, welchen er verschlinge. Auch wer sich als Kind Gottes weiß, ist noch in Gefahr

sich berauschen zu lassen oder einzuschlafen, ringt doch um unsere Seele der Teufel, der selbst die Seligkeit verschertze und nun mit sich ins Verderben zu ziehen versucht, wen er kann. Auf den verschiedensten Wegen sucht er durch Menschen und durch irdische Dinge die Menschen an sich zu fesseln. Ist es möglich so wiegt er uns in Selbstsicherheit ein, daß wir uns einbilden, uns könnte es nicht fehlen und dann kommen leicht Stunden, in denen wir glauben ganz so streng brauchten wir gegen uns selbst nicht zu sein und geben wir solchen Gedanken nach, dann erfahren wir selbst die Wahrheit des Sprichwortes: gibt man dem Teufel den kleine Finger, so nimmt er die ganze Hand. Und auf den geistigen Schlaf folgt ein furchtbares Erwachen.

Oder aber wir lassen und von der Freude des Lebens berauschen und in dem Rausche jagen wir einem Ziele nach, das uns mühelos(?) zu haben scheint, das sich schließlich als eine schillernde Seifenblase erweist, die es nicht wert ist, daß wir um ihretwillen das ewige Ziel vernachlässigten. Solch buntschillernde Freuden gibt es zahlreich im Leben und sie bleiben auch nicht ohne Wirkung auf die Menschen: der eine berauscht sich hieran, der andere daran. Und viele gehen dadurch ewig verloren. Darum gilt uns das Wort in seinen ganzen kalten Grund: seid nüchtern, seht alles, was an euch herantritt ganz nüchtern auf seinen wirklichen Wert an, laßt euch nicht durch glänzenden Schein täuschen. Das ist uns nur durch den Glauben möglich, denn im Glauben erkennen wir die Wahrheit, der Geist erleuchtet uns, so daß wir den Kern von allem erkennen und kennen wir den inneren Gehalt eines jeden Wesens und eines jeden Dinges, dann geben wir ihrem Schöpfer, dem allmächtigen Gotte die gebührende Ehre. Amen.

Der zweite Brief des Apostels Petrus

Predigt von Pfarrer Wilhelm Schleiffer

(6. p. Epiphantias)

2. Petrus 1, 16 - 21.

Der heutige Sonntag ist der letzte Epiphaniassonntag. Mit ihm nehmen wir drum Abschied von dem Weihnachtskreise des Kirchenjahres. Der Freudenbotschaft, die einst den Hirten auf Bethlehems Fluren verkündet wurde und dann auch über die Grenzen des heiligen Landes zu den Heiden drang, folgt nun eine andere Botschaft, die weniger die laute Freude als den stillen Ernst im Menschenherzen weckt. Freilich dieser heilige Ernst ist auch schon die Grundlage der Weihnachtsbotschaft, denn der Jubel über die Tatsache: Christ ist geboren, kann ja erst da laut werden, wo die andere Tatsache erkannt ist: Welt ging verloren. Erst wenn wir Menschen den Unterschied zwischen Heiligkeit und Sünde erkannt haben, wenn wir das Dichten des eigenen Herzens als Sünde erfasst haben und wenn uns das zur Gewissheit geworden ist, daß der Sünder in alle Ewigkeit von der Gemeinschaft des heiligen Gottes ausgeschlossen bleibt, dann erst geht uns das Verständnis für die Verzweiflung der Verdammten auf, die den Judas zum Selbstmord trieb. Dann aber auch kennt unser Herz keine Grenzen in dem Jubel über die Weihnachtsbotschaft, die uns dessen gewiss macht, daß die Türe unseres Vaterhauses nicht verschlossen bleibt, wenn wir zu Gott zurückkehren wollen, und Jesus ist es, der sie uns öffnet.

Daß er dazu fähig ist, das will uns alles das zeigen, was die Evangelien der Weihnachts- und Epiphantiaszeit uns über Jesus verkündet haben. In seiner Geburtsgeschichte, in den Wundern, die er vollbrachte, in seiner Verklärung auf dem Berge der Verklärung zeigt sich deutlich, daß Jesus mehr als ein Mensch, daß er Gottes Sohn ist, denn wer dies alles auf sich wirken lässt, der muß einstimmen in die Worte: Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit.

Und diese Herrlichkeit zeigt sich nicht nur bei den Gelegenheiten, die Freude im Menschenherzen wach rufen, sondern auch in den ernstesten Begebenheiten, welche die Osterzeit uns vor Augen führt. Freilich in tiefer Nacht göttliche Herrlichkeit schauen können, das ist nicht leicht, nur dem Christen gelingt es aber nicht dem natürlichen Menschen. Aber wer sie schaut, versteht es wohl, daß sich die Sage bilden konnte, daß selbst die Sonne am Osterfeste 3mal vor Freude hüpfen soll.

Daß der natürliche Mensch die Freude des Christen nicht recht begreift, ist wohl Ursache dafür geworden, daß man Christen für Phantasten erklärt hat, die sich etwas einbilden, was nicht Wirklichkeit ist und man glaubt, diese Behauptung dadurch als berechtigt beweisen zu können, daß man darauf hinweist, daß der Verstand so manches nicht fassen kann, was Christen als Wahrheit behaupten. Solcher Beweis mag für den von Bedeutung zu sein, der sich einbildet alles zu kennen oder wenigstens mit seinem Verstande alles begreifen zu können. Wer aber mit offenen Augen in das Leben hineinschaut, der weiß, daß es vieles gibt zwischen Himmel und Erde, was unsere irdischen Sinne durchaus nicht zu fassen vermögen. Und das, worum es sich im Christentum handelt, das reicht ja über das irdische Leben hinaus bis in die Ewigkeit und es gehört noch nicht einmal eine besondere Begabung dazu zu erkennen, daß die Ewigkeit nicht von zeitlichen Kräften erschöpft werden kann.

Darum, was Menschenweisheit auch behaupten mag, für den Christen steht es unerschütterlich fest, was Petrus in unserer heutigen Epistel sagt:

Wir haben ein festes prophetisches Wort!

Und aus unserer Epistel sehen wir:

1. Dieses Wort ruht nicht auf menschlichem Meinen sondern auf Schauen; und es zeigt uns

2. Christi Kraft und

3. Jesu Christi Herrlichkeit.

Wir haben ein festes prophetisches Wort und dieses Wort ruht nicht auf menschlichem Meinen sondern auf Schauen! Es ist noch nie eine Weissagung aus menschlichem Willen hervorgebracht; sondern die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem heiligen Geiste, so schreibt Petrus in unserer heutigen Epistel. Um die Wahrheit dieses Wortes zu erkennen, müssen wir zunächst uns klar machen, was wir unter Weissagung zu verstehen haben. Unter Weissagung verstehen wir: Die Zukunft voraussagen. In die Zukunft schauen und wissen was sein wird, das ist etwas wonach

das Menschenherz sich oft sehnt. Besonders wenn es gilt, wichtige Entscheidungen zu treffen oder wenn schwere Ereignisse auf uns lasten, dann sucht die Menschenseele oft in die Zukunft einzudringen, um die rechte Entscheidung zu finden oder durch einen Hoffnungsstrahl neuen Mut zu fassen. Dieses Sehnen des menschlichen Herzens haben sich schlaue Menschen zu Nutze gemacht, um sich auf bequeme Weise das tägliche Brot zu verdienen. Aus den Handlinien, aus der Schädelbildung, mit Hilfe von Karten oder gar mit Hilfe des Bibelbuches behaupten sie dem Hilfsbegierigen die Zukunft voraussagen zu können. Das alles ist natürlich Schwindel, dieser Schwindel hatte sich in dieser ernsten Zeit so sehr verbreitet, daß sogar die militärische Verwaltung in unserer Heimat solches Wahrsagen mit schweren Strafen bedrohen mußte, um nach Möglichkeit zu verhindern, daß einfältige Menschen betrogen würden. Das steht unzweideutig fest, daß unsere 5 Sinne und noch viel weniger Handlinien und Karten durchaus nicht fähig sind, uns die Zukunft zu enthüllen. Gott hat es aus Barmherzigkeit so bestimmt, damit wir dieses irdischen Lebens auch froh werden können.

Trotzdem gibt es prophetische Worte d. h. Worte, die uns in bestimmter Weise die Schleier der Zukunft enthüllen. Aber diese Worte nehmen nicht Rücksicht auf die Wünsche und Begierden des menschlichen Herzens, sondern Gott läßt sie durch Menschen den Menschen verkündigen, soweit er es für nötig hält mit Rücksicht auf das ewige Schicksal der Menschen. Der Mensch kann nicht die Zukunft schauen, wenn sie ihm der allmächtige Gott nicht offenbart, sondern er ist darin ganz auf den Willen Gottes angewiesen. Und Gott hat einzelnen Menschen Weissagung gegeben, oft sogar in irdischen Dingen, die nur einzelne Menschen angingen. Wir brauchen nur an das sogenannte 2. Gesicht zu denken. Vor allen Dingen aber hat Gott den Menschen das kund getan, was wir wissen müssen, um im jüngsten Gericht bestehen und selig werden zu können. Das handelt natürlich in der Hauptsache von Jesus.

Die Propheten des alten Bundes ließ Gott im Geiste den Messias schauen, daß sie den Menschen verkündigen konnten was nötig ist, ihn zu empfangen. Den Jüngern des Herrn öffnete Gott gelegentlich die Augen, daß sie in Jesus den Messias erkannten. Wie das Jesus ausdrücklich hervorhebt, als Petrus ihm sagt: in der du bist Christus des lebendigen Gottes Sohn: Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel. Und in unserer Epistel weist Petrus selbst auf das Ereignis hin, das er auf dem Berge der Verklärung selbst mit erlebt hat, wo er bei der Verklärung

des Herrn aus einer lichten Wolke die Worte hörte: Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören. Und das betont Petrus am Anfang unserer Epistel, wo er sich und die übrigen Jünger weit trennt von den anderen Menschen, die mit sogenannter Wahrsagerei nur auf Betrügerei ausgehen, wenn er sagt: Wir haben nicht den klugen Fabeln gefolget, da wir euch kundgetan haben die Kraft und Zukunft unseres Herrn Jesu Christi; sondern wir haben seine Herrlichkeit selbst gesehen.

Wenn alle Christen sich diese Aussage stets vor Augen hielten, die sich berufen fühlten, Gottes Wort zu kritisieren, weil es ihnen selbst im praktischen Leben zu hinderlich ist, dann würde manches abweisende Urteil wohl nicht gesprochen und wir würden bescheidener darin, unsere eigene Meinung dem gegenüber zur Geltung zu bringen, was die Bibel uns verkündigt. Was von den Männern Gottes uns offenbart ist, ist tatsächlich nicht das Gerede müßiger Schwätzer oder Phantasiegemälde schwärmerischer Menschen, die über ihren Fantasien die Wirklichkeit vergessen, sondern es ist Erlebnis begnadeter Menschen, die Gott sich erwählte, um durch sie die Menschen auf dem Wege des Lebens zu führen. Das bestätigt auch Johannes, wenn er in seinem 1. Briefe schreibt: Was wir gesehen und gehöret haben, das verkündigen wir euch.

Sind aber die prophetischen Worte der Schrift auf selbst erlebte Ereignisse gegründet, dann sind sie fest, daß niemand ein Recht hat, etwas hinzuzutun oder abzustreichen. Da gilt das Wort unserer Epistel: Wir haben ein festes prophetisches Wort und dann gilt auch das andere: Und ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet als ein Licht, das da scheint in einem dunkelen Ort. Hat Gott uns etwas über unsere Zukunft offenbart, so hat er das aus Liebe zu uns getan, damit es uns gut ergehen soll. Missachten wir aber diese Liebe, so darf es uns nicht wundernehmen, wenn wir selbst die Folgen zu tragen haben.

Und an diese Folgen erinnert uns unsere Epistel, wenn es darin heißt: Ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet, als auf ein Licht, das da scheint in einem dunkelen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen. Das feste prophetische Wort ist uns ja gegeben, damit wir selig werden und welche Kraft ihm innewohnen muß, wenn es dies Ziel erreichen soll, das wird uns klar, wenn wir das Schicksal der Menschheit uns klar vor Augen stellen. Nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen war der Mensch bestimmt, ewig selig in der seligen Gemeinschaft Gottes zu leben. Aber der Zweifel an der Wahrheit des göttlichen Wortes ließ ihn sich abwenden von

seinem Gotte und eigene Wege suchen. Anstatt auf die Stimme Gottes hörte er auf die Stimme des eigenen gottentfremdeten Herzens. Und alles, was ihn im praktischen Leben umgab, erschien ihm in einem ganz anderen Lichte als zuvor. Diese Wandlung fand seinen schärfsten Ausdruck darin, daß der Mensch ewiges Leben sein eigen nannte, solange er als Gottes Ebenbild in Gottes Gemeinschaft lebte, daß er aber dem irdischen Tode unterworfen wurde, sobald er eigene Wege ging. Freilich eigene Wege sind es doch nur dem Namen nach, in Wirklichkeit hatte der Mensch nur seinen Herren gewechselt. Statt Gott diente er dem Widersachen und dieser Dienst ist wahrhaftig nicht menschenwürdiger als Gottesdienst. Wir brauchen nur die Augen aufzumachen und zu schauen wie menschenunwürdig der Mensch wird, wenn er sich zum Sklaven seiner Leidenschaften erniedrigt. Allerdings tritt das handgreiflich uns glücklicherweise ja nur seltener entgegen, immerhin fehlt es uns nirgends an handgreiflichen Beweisen dafür, wie tief der Mensch im Dienste der Sünde sinken kann. Und wenn wir solch einen Fall vor Augen haben, dann erkennen wir wohl die Stärke der Finsternis, die den Menschen umschlingen kann. Und bisweilen rührt sich in solchem Menschen der göttliche Odem, wir sehen ihn ringen und kämpfen, um wieder aus der Finsternis herauszukommen, aber alle Mühe, alles Ringen ist vergeblich: Kann doch ein Bruder niemand erlösen noch Gott jemand versöhnen, denn es kostet zu viel ihre Seele zu erlösen, daß er es muß lassen ewiglich.

Die Kraft, die wir todgeweihten Menschen nicht aufbringen können, die offenbart uns das feste prophetische Wort in Jesu von Nazareth, dem eingeborenen Gottessohne. Dieses Licht scheint in einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen, so schrieb Petrus vor etwa 1900 Jahren. Ist das Wahrheit gewesen? Wenn es Wahrheit war, so müssen wir ihre Spuren im Leben der Völker erkennen. Und wir brauchen nur auf das Leben der Völker in den letzten 300 Jahren zu sehen, um unverkennbare Spuren des göttlichen Lichtes zu schauen. Finsternis ist es, wenn Menschen sich für berechtigt halten, andere Menschen als käufliche Ware anzusehen, mit der sie schalten und walten können nach eigenem Ermessen. Wir brauchen nur auf alle Heidenvölker zu schauen, um solche Finsternis zu finden. Die Sklaverei ist überall unter den Heidenvölkern zu finden. Aber nicht nur unter den Heiden, sondern sogar noch in Christenvölkern ist solche Finsternis zu finden. Gibt es doch sogar noch in unserem Volke Menschen, die sich selbst verkaufen und Menschen, die sich nicht schämen, sich

Menschen zu kaufen. So gewaltig ist die Finsternis, daß es auch dem göttlichen Lichte nur langsam gelingt, sie zu vertreiben.

Finsternis ist es auch, wenn in Menschen die Selbstsucht so gewaltig ist, daß sie es fertig bringen, Kranke und Elende sich selbst zu überlassen, ja wohl gar solche Unglückliche von sich zu stoßen, trotzdem sie durch die Bande des Blutes ihnen nahestehen. Und wieder brauchen wir nur in die Heidenvölker zu schauen, um das ganze Elend der Finsternis zu erkennen. Aus dieser Not heraus hat sich die ärztliche Mission gebildet. Es ist ja eigentlich nicht Sache der Mission als Ärzte Arbeit zu verrichten, aber die Zustände auf diesem Gebiet unter den Heiden sind derartig, daß es den Missionaren dringendes Bedürfnis ist, auch als Arzt des Körpers zu helfen. Und ist die Selbstsucht unter den Christenvölkern nicht mehr zu finden? Wir brauchen nur an den Weltkrieg zu denken, in dem 100 000de von Menschen im besten Lebensalter der selbstsüchtigen Gewinnsucht geopfert werden. So schwer ist es, daß Christus die Finsternis verscheucht. die auf der Menschheit lastet. Aber wenn es auch schwer ist, es gelingt ihm doch. Offiziell ist heute schon in den christlichen Völkern die Sklaverei aufgehoben, was vor 2000 Jahren niemand für möglich gehalten hätte. Und all die Krankenhäuser und all die Schwestern, die ihre ganze Kraft in den Dienst barmherziger Liebe stellen, sie sind ein deutlicher Beweis dafür, daß das Licht in Christo die Finsternis der Sünde zu verscheuchen vermag.

Wird es in dir auch schon hell? Spürst du das helle Licht göttlichen Wesens, das dich froh macht, in deinem Herzen oder ist es darin noch finster, weil du die Tür deines Herzens dem Wirken des göttlichen Lichts verschlossen hast? Mache sie auf, lass ihn herein, er bringt dir Licht und Leben, göttliches Leben, das dich froh macht, weil es ein Abglanz seiner göttlichen Herrlichkeit ist.

Diese göttliche Herrlichkeit ... haben die Jünger, soweit es menschlichen Augen möglich ist, geschaut auf dem Berge der Verklärung und gehört, als sie die Worte vernahmen: Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Und was sie wahrnahmen, haben sie uns wieder verkündigt. Jesus Christus ist Gottes Sohn. Vorstellen können wir uns mit unseren irdischen Sinnen überhaupt nicht, was das besagt. Gott selbst ist ja uns unfassbar. Wir können nur aus seinen Werken ihn ahnen in seiner Größe, Macht und Herrlichkeit. Alles, was ist, ist von Gott geschaffen und er schuf es durch den Sohn. Deshalb gehorchten auch Wind und Wellen dem Befehl des Herrn, deshalb wichen die Krankheiten und der Tod selbst gab seine Beute

heraus, wo Jesus gebot. Strahlen göttlicher Herrlichkeit waren solche Taten. Aber am herrlichsten zeigt sich doch seine Gottheit, als Jesus am Kreuz auf Golgatha für seine Mörder betete: Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Darin zeigt sich eine Liebe, die über Menschenkraft hinausgeht, die göttlich ist.

Und wie wird es erst sein, wenn all die irdischen Hindernisse fallen und wir Gott von Angesicht zu Angesicht schauen werden, wo schon die wenigen Strahlen göttlicher Herrlichkeit Jesum über alle Menschen erheben. Dann werden wir aus vollem Herzen jubeln und Gott danken, daß er uns sicher durch dies irdische Leben führte. Amen.